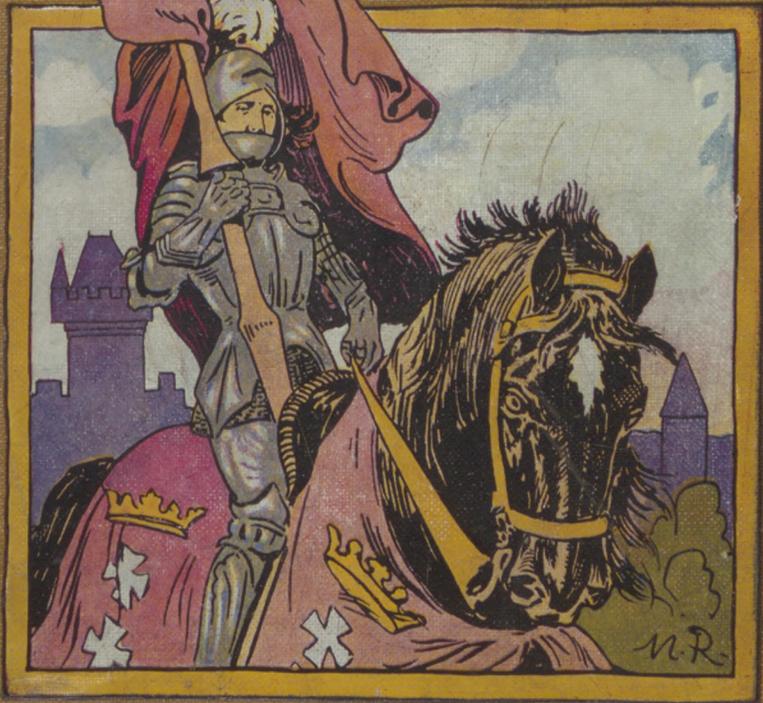


Biblioteka
U. M. K.
Toruń

204542



Der Bannerherr von Danzig



von Ferd. Sonnenburg



Sonnenburg
Der
Bannerberg
von
Danzig



JOHN & ROSENBERG
BUCHHANDLUNG
DANZIG



+

Der Bannerherr von Danzig



Ein deutsches Heldenbild

VON

Ferd. Sonnenburg

—
Dritte Auflage
—

Mit 5 Illustrationen nach Originalen von Martin Ränike



Qz

Berlin

Verlag von Herm. F. Meidinger



Alle Rechte vorbehalten.

204.542

2



Erstes Kapitel.

Unter den Eichen.



„**S**üßgelt Euer Roß, junger Freund, wir vermögen nicht, Euch zu folgen!“ rief der stattliche, reich gekleidete Herr seinem Begleiter zu, „glaubt mir, wenn Euer Rappe auch wie die Windsbraut einherflöge, Ihr kommt doch nicht früher nach Danzig, als am vierten Maitage im Jahre des Heils ein tausend vierhundert zweiundsiebzig, so wahr ich Johann Sidinghausen heiße und Rathherr von Danzig bin!“

Mit leichter Hand hemmte der junge Krieger sein Roß, einen herrlichen Rappen der edelsten arabischen Zucht, und wandte sich um.

„Verzeiht!“ sagte er, „ich werde fortan besser nach meinen Begleitern ausschauen. Laßt uns hier warten, unsere Gefährten werden uns bald wieder erreicht haben.“ Er strich die braunen Locken seines Hauptes zurück, die unter der Stahlhaube hervorquollen und leicht das mailändische Panzerhemd berührten, das mit seinen dicht geflochtenen Stahlmaschen die kraftvolle Brust schützend umhüllte; die Linke stützte er auf den kostbar verzierten Griff seines breiten Schwertes, und in dieser Stellung erwartete er seine Genossen.

Zunächst kam ein Diener herangesprengt, der ein vollständig aufgeäumtes Roß ledig am Zügel führte; das Sattelzeug des Pferdes war

stark mit frischem Blut besleckt und trug noch mehr Spuren eines eben bestandenen heißen Kampfes.

Den Beschluß machten drei junge Gesellen, feck und frisch, das Schwert an der Seite und das federlose Barett auf dem kurzgeschorenen Haupte, wie die Handwerker damaliger Zeit das zu tragen gewohnt waren.

Der geschlossene Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Die Straße führte zu einem kleinen, lebhaft rauschenden Flusse; eine Kapelle lag am Wege, mehrere ansehnliche Gehöfte waren nicht weit entfernt.

Der Reiter auf dem Rappen wandte sich an den Ratsherrn. „Sagt mir doch,“ redete er ihn an, „ist das die Kapelle des heiligen Adalbert?“

„Nein, junger Freund,“ entgegnete der Angeredete, „diese Stätte heißt Praust; die Kapelle des heiligen Adalbert werdet Ihr linker Hand auf der Höhe sehen, wenn wir in einem halben Stündchen zu dem Benediktinerkonvent gelangen, den die Polen Mogylno, wir Deutschen hingegen das Grabstift des heiligen Adalbert an der Eiche nennen. Doch warum fragt Ihr danach?“

Der junge Mann entgegnete: „Ein Gelübde gebietet mir, an der Kapelle des Heiligen zu beten, bevor ich die Stadt Danzig betrete. Laßt doch sehen: zu unserer Linken jenseit des Baches erhebt sich der Höhenzug, auf dem, wie Ihr sagt, die Kapelle liegt. Ich werde mich von Euch trennen und den Weg auf der Höhe zu meinem Ziele suchen; mich verlangt es, in dieser Stunde mit meinen Gedanken allein zu sein, darum nehmt nichts für ungut, liebe Genossen“ — er wandte sich auch an die übrigen Reiter — „und gönnt mir ein freundliches Willkommen, wenn wir uns heute Abend in Danzig wiedersehen.“

Die Reiter drängten sich heran und schüttelten dem Gefährten die Hand.

„Habt keine Sorge,“ entgegnete Herr Johann Eidinghausen mit Wärme, „Bürgermeister und Rat zu Danzig werden nicht vergessen, daß Eure tapfere Hand mich, ihren Abgesandten an des polnischen Königs Majestät, und unsere Genossen, die ja alle Danziger Stadtkinder

sind, aus den rucklosen Fäusten der Wegelagerer errettet hat. Wollt Ihr mir nun nicht aber Euren Namen, Euren Stand und Euer Begehren in unserer Stadt kundtun?"

„Meinen Namen sollt Ihr wissen,“ lautete die Antwort, „ich heiße Konrad Fleming; alles übrige werdet Ihr in Danzig erfahren.“

„Gut,“ versetzte der Rathsherr, „habt Euch wohl, und beruft Euch auf mich, sobald es nötig ist.“

„Merkt Euch auch unsere Namen, guter Gejell,“ sagte einer der andern Reiter, „der Glockengießer Gert Benning ladet Euch zum Bruderhier in das Gildehaus!“

„Jedermann Eckart wird Euch in der Herberge der Schlosser willkommen heißen!“ bemerkte der Zweite.

Der Dritte, ein muntre, kraushaariger Bursche, hielt Konrads Hand kräftig gefaßt. „Im Hofe des Königs Artus,“ rief er, „an der Bank der Brauer wird Ebert Lange dich wiedersehen!“

Sie winkten alle dem scheidenden Gefährten zu und verfolgten mit mehr Eile als bisher den Weg zu der nahen Heimat. Konrad lenkte sein Roß die Anhöhe hinan.

Mächtige Eichen bedeckten den niedrigen Höhenzug; ihre Blätterknospen, vom nahenden Frühling geschwellt, schimmerten bräunlich; der Huf des Rosses trat auf den jungen grünen Rasen, leuchtende Windröschen schmiegen sich an den Fuß der knorrigten Waldbäume. Sonnenschein und Lenzesduft hatten ihr Reich dort oben aufgeschlagen, und heller Vogelgesang tönte aus den Zweigen herab.

Das Herz des jungen Mannes schien von den Schönheiten rings umher wenig zu empfinden. Das Auge gesenkt ritt er dahin; die Hand, welche die Zügel gefaßt hielt, lag auf dem Halse des Pferdes, das in seinen feurigen Bewegungen den lebhaftesten Gegensatz zu seinem fast regungslosen Reiter bildete.

Auf einer Anhöhe, die von Bäumen entblößt war, hielt Konrad sein Roß an und schaute um sich. Vor seinen Blicken dehnte nach Osten sich die weite fruchtbare Weichselniederung aus, im Südosten glaubte er in verschwimmender Ferne die Türme der Marienburg zu entdecken; im

Norden aber spähte er vergebens nach dem Ziele seiner Reise, nach Danzig. Die Stadt wurde durch den Höhenzug verdeckt.

Und doch haftere das Auge Konrads fest an jener Richtung, sinnend und fragend, als könne die Zukunft ihren dunklen Schleier vor ihm aufheben.

„Wird dort in jener Stadt“ — so fragten seine Gedanken — „in jenen Mauern, zu denen die letzten Worte des sterbenden Herrn mich hinwiesen, das Rätsel sich lösen, das mich quält und mich gefangen hält? Worauf kann ich bauen, als auf mein Schwert und auf den guten Willen der Reisegenossen, die ein Zufall mir geneigt gemacht? — Zu St. Adalbert soll ich beten; nun wohlan! Den Heiligen und meinem guten Glück will ich vertrauen, und aufs genaueste den Weisungen des geliebten Herrn folgen!“

Er spornte sein Roß und sprengte in rascherer Gangart dahin, bis die Bäume wieder dichter standen und ihn zu mäßigem Schritte nötigten.

Nicht lange hatte er seinen Weg verfolgt, da schimmerte graues Gemäuer durch die bemoosten Stämme; zugleich aber trat hinter einer Eiche ein Bewaffneter hervor, gelockt von dem Schalle der Rosseshufe. Als er den Reiter erblickte, senkte er seine Hellebarde und rief:

„Zurück, Herr! Dieser Weg ist nicht für Euch!“

Mit einem Blicke, der Verwunderung und Nichtachtung zugleich ausdrückte, maß der Reiter seinen Gegner, welcher durch seine ganze Ausrüstung und das gestickte Wappen auf dem Brustteile seines Wamfes als ein Söldner in Diensten eines vornehmen Herrn bezeichnet wurde.

„Der Weg zu dem Heiligen ist frei für jedermann, niemand hat das Recht, ihn zu versperren,“ erwiderte Konrad, „gib Raum, oder mein Schwert wird ihn sich schaffen!“

Er legte die Hand an den Griff seiner Waffe, das edle Roß stieg bäumend empor, da wich der Trabant und eilte seitwärts den Berg hinab, wo am Fuße der Anhöhe weitläufige Klostergebäude der Benediktiner sich hinzogen.

Der Reiter gelangte, ohne sich weiter um den Gegner zu kümmern,

an die Kapelle, welche noch heute steht und damals ein vielbesuchter Wallfahrtsort war. Er stieg vom Rosse, warf dem edlen Tier die Zügel über den Hals und näherte sich der Thür des Heiligtums. Sie ließ sich leicht öffnen, und nun lag der innere Raum der Kapelle offen vor Konrads Blicken da.

Doch in Überraschung hastete der Fuß des jungen Mannes auf der Schwelle.

Auf den Stufen des Altars vor dem Bilde des Heiligen kniete eine weibliche Gestalt; ihr blaues Gewand war mit kostbarem weißem Pelzwerk besetzt, goldnes Geschmeide schimmerte an Hals und Armen. Von den lauten Schritten des Eintretenden aus ihrer Andacht aufgeschreckt, erhob sie sich, und als sie den fremden bewaffneten Mann erblickte, dem der eben vorhergegangene Streit mit dem Trabanten nicht gerade ein sanftes Aussehen gab, trat sie, als ob sie Hilfe suche, vollends auf die Stufen des Altars hinauf und legte den einen Arm um das Bild des heiligen Beschirmers.

Mit unverkennbarer Bewunderung ruhten Konrads Blicke eine kurze Zeit auf dem schönen Antlitz, das ihn erwartungsvoll und ein wenig ängstlich anschaute, dann verbeugte er sich voll des edelsten Anstandes und sagte:

„Wer Ihr auch sein mögt, verzeiht mir! Keine andere Absicht führte mich hierher, als der Wunsch, meine Andacht hier zu verrichten, nachdem die Heiligen auf gefahrvoller Fahrt aus dem fernen italischen Lande bis hierher meine Schritte beschützt hatten. Verzeiht mir, edle Jungfrau, und fürchtet nichts von mir! An der Thür dieses Heiligtumes, das ich jetzt verlasse, wird mein Schwert Wache halten, so lange Ihr darin weilt, und wenn Ihr gebietet, geleite ich Euch nachher, wohin Ihr wollt.“

Der weiße Arm der Jungfrau sank von dem Bilde des Heiligen herab, aus ihren lieblichen Zügen schwand jede Spur von Angst; ihre Augen ruhten unablässig forschend auf dem Fremden.

„Wer seid Ihr? fragte sie unbefangen, „und wie konntet Ihr durch die Wachen meines Oheims bis hierher gelangen?“

„Wer ich bin, edle Jungfrau, weiß ich selber nicht,“ entgegnete

Konrad, „ich habe eine schwache Hoffnung, es in Danzig, wohin eine Weisung mich führt, zu erfahren.“

„Ihr wißt nicht, wer Ihr seid?“ versetzte die Jungfrau lächelnd, „habt Ihr denn keinen Namen?“

„Einen Namen habe ich wohl,“ erwiderte der junge Mann, ich heiße Konrad Flemming, aber dieser Name sagt mir eben so wenig, als er Euch zu verraten vermag.“

„Ihr macht mich begierig, nach diesem Rätsel genauer zu forschen, als sich vielleicht ziemen mag,“ entgegnete die Jungfrau, „von welchen Eltern stammt Ihr ab?“

„Wer mein Vater war, weiß ich nicht,“ versetzte Konrad, „und den trauten Mutternamen haben meine Lippen nie genannt.“

Er sprach das mit einem Anflug von Behmut, und seine Worte drückten ein so tiefes Gefühl aus, daß lebhaftes Mitleid sich in den Augen der Jungfrau malte.

„So sehe ich wohl,“ erwiderte sie, „daß Ihr besondern Grund habt, den Beistand der Heiligen anzurufen, und ich denke, ich werde ein gutes Werk tun, wenn ich in den nächsten drei Tagen bei meiner Morgenandacht zehn englische Grüße für Euch spreche, für den heimatlosen Fremdling. Jetzt aber will ich hier nicht länger weilen, mein Gebet war vollendet, als Ihr kamt; ich räume Euch den Platz am Altare des Heiligen.“

Sie wollte an dem jungen Manne vorüberschreiten; er beugte sich, und die Jungfrau fühlte seine Lippen auf ihrer Hand. Erröten deckte ihre Wangen, als sie davon eilte. Draußen vor der Kapelle wandte sie das Haupt noch einmal halb nach dem Fremden um, und ihre Blicke begegneten seinem ausdrucksvollen Auge, denn auch er hatte ihr nachgeschaut.

Dann verschwand sie hinter den Bäumen. Konrad stand noch eine kurze Weile sinnend da; ein Lächeln, wie von einer willkommenen Erinnerung, umschwebte seine Lippen.

Doch von dem Ernste seines eigenen Schicksals wurde die jugendlich anmutige Erscheinung der schönen Beterin bald verdrängt. Konrad trat zu dem Altare, schaute bewegt zu dem Bilde des Heiligen empor,

und sank dann in tiefer Andacht auf seine Knie. Die Hände falteten sich auf der hochgehenden Brust, und selten mochte an dieser Stätte ein innigeres Gebet gesprochen sein, als in diesem Augenblicke.

War es das Gefühl, nach manchem schweren Tage den heiligen Ort erreicht zu haben, wohin das Wort eines Sterbenden ihn so bedeutungsvoll gewiesen hatte, war es die Weihe des Augenblicks, der dem innigen Glauben der alten Zeit als ein höchwichtiger erscheinen mußte, oder war es die unbewußte Erinnerung an den lieblichen Anblick, der ihm eben zuteil geworden — in das vereinsamte Herz des jungen Mannes zog das Gefühl eines tiefen, seligen Friedens ein, wie er es lange nicht gekannt. Er schaute sich um in dem Heiligtum, es war ihm, als weckten die Gegenstände um ihn her in seinem Gedächtnisse alte, unbestimmte, liebe Erinnerungen wieder auf. Die Hoffnung mit ihrem lächelnden Engelantlitz, mit ihren lichtumflossenen Fittichen, die aus der dunkelsten Tiefe ihren Schützling emporheben, die Hoffnung nahte dem jungen Manne und wies mit rosigem Finger in ein blühendes Frühlingsland; die Züge dieses lieblichen Engels aber waren ihm nicht unbekannt, noch vor kurzem haite er sie ja geschaut, und noch im Scheiden hatten sie ihm gelächelt.

Draußen unter den Eichen wurden Stimmen laut, Konrad erhob sich und verließ den heiligen Ort.

Vor der Kapelle stand ein stattlicher junger Mann in voller Rüstung, zwei Trabanten hielten in einiger Entfernung hinter ihm Konrads Kopf am Zügel. Als Flemming auf der Schwelle erschien, rief einer der Trabanten mit halblauter Stimme: „Junfer, dieser war es!“

Sogleich trat der junge Mann dem Fremden in den Weg und redete ihn herrisch an: „Ihr habt soeben das Wappen meines Vaters, des Ratsherrn Peter von Süchten, beleidigt, indem Ihr in das Heiligtum einbracht, in welchem eine edle Jungfrau zu St. Adalbert betete. Ihr werdet mich sogleich um Verzeihung bitten, oder Ihr werdet mir hier auf der Stelle mit dem Schwerte Rede stehen, denn Ihr habt Zucht und Sitte auf das frechste verkehrt!“

Die Stirn des Fremden, die eben noch der Sitz heiterer Ruhe war,

umwölkte sich; doch der Sturm, den die eben gehörten Worte heraufbeschworen, blieb noch von dem ernstern Willen gebändiget.

„Ich komme, wie Ihr seht,“ erwiderte er, „von St. Adalberts Altar, und bin im Begriff, nach Danzig zu gehen, wo voraussichtlich schwere Zeiten meiner harren. Nicht gern möchte ich, ehe ich die Stadt betrete, mit dem Blute eines ihrer Kinder mein Schwert röten, deshalb antworte ich Euch: Jenem dreisten Burschen, der mir den Weg sperrte und dann sich feige davonmachte, ist sein Recht, das heißt eine derbe Züchtigung, noch vorbehalten; die edle Jungfrau, die eben hier betete, zürnt mir nicht, und Euch ist von mir kein Unrecht geschehen. Gebt mir also mein Roß heraus, geht Eurer Wege und laßt mich die meinigen gehen.“

„Es soll geschehen, wie Ihr wünscht, tapferer Herr,“ entgegnete der junge Ritter spöttisch, „wenn Ihr zuvor erklären wollt, daß Ihr ein Feigling seid, der das Schwert nur umsonst an der Seite führt!“

Unwillig entgegnete der Fremde: „In kindischer, frevelhafter Hast reißt Ihr Euer Schicksal auf Euer Haupt herab, und auf Euer Haupt komme das Blut, das nun fließen muß. Ich bin bereit gegen Euch zu fechten, einer gegen drei, braucht Eure Waffen!“

Die blitzende Damaszenerklinge, auf deren Stahl goldene Buchstaben glänzten, flog aus der Scheide, und mit gehobener Waffe erwartete Konrad den Angriff.

Die Trabanten senkten ihre Hellebarden und traten näher; doch ihr Herr wies sie zurück.

„Ich heiße Meinhard von Süchten,“ sagte er stolz, „und habe noch nie anders als Mann gegen Mann meine Feinde besiegt. Bleibt zurück, ihr beide, und bewahrt das Roß, ich bedarf euer nicht!“

Er zog sein Schwert und trat dem Fremden gegenüber, doch sogleich rief er, indem er sein Helmband löste und den Helm zurückwarf: „Laßt uns entblößten Hauptes kämpfen, damit Ihr nicht sagen könnt, ich hätte einen Vorteil vor Euch gehabt!“

Flemming entledigte sich seiner Stahlhaube, warf durch eine rasche Bewegung die Flut der braunen Locken, die ungebärdig hervorwallten, von der Stirn zurück, und erwartete den Angriff.

Mit Hestigkeit warf Meinhard von Süchten sich auf den Gegner, scharf klirren die Klingen auf einander und weckten den dumpfen Widerhall in der altersgrauen Kapelle, deren Thür unvergeschlossen geblieben war.

Schlag um Schlag bedrohten Meinhard's Streiche, von sicherer und geübter Hand geführt, das schutzlose Haupt des Gegners; bald von dieser, bald von jener Seite zuckte seine Klinge, und zielte bald nach dem Haupte, bald mit überraschendem Stoße nach der Brust des Fremden.

Doch mit wunderbarer Ruhe und Sicherheit, leicht wie im harmlosen Spiele, wehrte Konrad die tödlichen Streiche ab, von denen sein scharfes Auge einen jeden schon im voraus erriet. Mit dieser Abwehr begnügte er sich, aber sein Gegner wurde dadurch immer mehr gereizt. In immer wilderem Ungestim führte er seine Klinge, die nicht einmal das Gewand des Gegners berührte.

Da zuckte auch Konrad's Stahl in der leicht bewegten Hand; von der Spitze der scharfen Klinge berührt, rannen einige Blutstropfen von Meinhard's Stirn hernieder. Hätte der Fremde seine volle Kraft eingesetzt, der junge Ritter wäre sicher mit klaffender Todeswunde zusammengestürzt.

Diesem spielenden Schlage aber folgte von derselben Hand ein gewaltiger Hieb, der das Schwert Meinhard's unter dem Griff faßte und es klirrend an die nächste Eiche schleuderte; Meinhard selber aber strauchelte, und in der schweren Rüstung verlor er den festen Stand und sank in die Knie.

Mit unwillkürlicher Bewegung hob er den Arm empor, um den Todesstreich von dem Haupte abzuwehren.

Doch diesen Streich erwartete er vergebens. Mit gesenktem Schwerte stand Konrad vor ihm, und maß den Besiegten mit ruhigen Blicken.

„Nehmt Euer Leben von mir zum Geschenk,“ sagte er dann, „doch reizt meine Klinge in Zukunft nicht wieder, ihre Hiebe möchten Euer Haupt sonst weniger gelinde treffen!“

Er rief einige arabische Worte, da schüttelte der schwarze Hengst aufbäumend die Hände der Söldner ab und kam in kurzen Sprüngen

zu seinem Herrn gelaufen. Dieser schwang sich in den Sattel und ritt den schmalen Weg zum Kloster hinab.

Meinhard von Süchten raffte sich auf und folgte mit den beiden Begleitern auf demselben Wege. Unten an der Klostermauer harnte ein Diener mit zwei Rossen und in einiger Entfernung sah man mehrere Reiter auf dem Wege nach der Stadt hinziehen. Auch das lange blaue Gewand einer Reiterin war zu bemerken. Meinhard von Süchten folgte ihnen langsam nach.

Indessen hatte der Sieger an die Klosterpforte geklopft; der Bruder Pfortner tat sie ihm auf, und mit einem scheuen Blick auf den fremden bewaffneten Mann fragte er nach dessen Begehr.

Flemming verlangte den Prior zu sprechen, und nachdem er dem Gebrauche gemäß sein Schwert dem Pfortner in Verwahrung gegeben, führte man ihn über den Klosterhof unter hohen Eichen hindurch zu dem Sprechzimmer, in welchem der Prior sich alsbald einstellte.

Offenbar war der Mönch mit sich nicht einig, ob er den Fremden als Ritter oder als Söldner betrachten sollte, und mit einer Mischung von Herablassung und von Höflichkeit erkundigte er sich, womit er dem Herrn dienen könne.

Flemming zog ein feines goldgesticktes Täschchen hervor, wie vornehme Damen es zu tragen pflegten. Der Prior sah es mit Bewunderung in den Händen eines jungen Mannes, seine Miene nahm jedoch einen hohen Grad von Freundlichkeit an, als der Gast ihm zehn ungarische Gulden in die runde, fleischige Hand zählte, mit dem Ersuchen, dafür ein Jahr lang, von dem nächsten Tage gerechnet, jeden Morgen in der St. Adalberiskapelle auf dem Berge eine Messe für den Geber lesen zu lassen.

Die reichliche Geldspende schaffte dem Fremden die volle Gewogenheit des Priors. Er lud den Gast ein, ihm in den Speisesaal zu folgen und nicht die geringen Gaben zu verschmähen, die das Kloster zu bieten imstande sei.

Der Speisesaal war eine geräumige, schön gewölbte Halle. An einem Ende standen auf einer eichenen Tafel große Krüge mit Bier, und viele kleinere Becher aus Zinn daneben; Brot und Seringe waren

reichlich vorhanden, und auf einer Schüssel zeigte sich ein kleiner Vorrat von gewürztem Zuckerwerk, Krude genannt.

„Ihr findet das Mahl schon bereit, so wie die Geseze des Klosters es für unsere Gäste vorschreiben,“ bemerkte der Prior, „auch die Krude lassen wir nicht fehlen, denn erst vor kurzem verließen uns Gäste, unter denen sich eine Jungfrau aus einem hochangesehenen Danziger Geschlechte befand.“

„Nennt mir ihre Namen, ehrwürdiger Vater,“ sagte Konrad, „denn einige Familien in der reichen Stadt sind mir dem Namen nach bekannt.“

„Gern erfülle ich Euer Begehr,“ entgegnete der Prior, „bei uns war der Ratsherr Peter von Süchten, sein Sohn Meinhard von Süchten, den unser gnädigster Herr, König Kasimir, zum Ritter erkoren; auch war da Ludolf Giese und Johann Bischof, zwei Schwesteröhne des Ratsherrn; sie alle begleiteten Jungfrau Hedwig Falk, die Tochter des Bürgermeisters Heinrich Falk; sie kommt jährlich auf St. Florians Tag nach Mogylno, um in der Kapelle droben zu beten und unseres Klosters zu gedenken. Kennt Ihr den Herrn Bürgermeister Falk, oder seinen Amtsgenossen, den Herrn Bürgermeister Reinhold Niederhof?“

„Noch nicht,“ entgegnete der Fremde, „aber ich hoffe sie kennen zu lernen.“

Der Prior musterte seinen Gast mit scharfen Blicken. „Ihr geht wohl als ein Bote an den Rat nach Danzig?“ fragte er neugierig.

Da Flemming solchen Fragen Rede zu stehen nicht Lust hatte, so erkundigte er sich nach der Vergangenheit des Klosters, und in breiter Rede theilte der Prior nun selbstgefällig mit, daß die Gründung des Konvents bis in die ersten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts hinaufreiche, denn schon in jener Zeit hätten Pommerische Fürstinnen mit reicher Gabe danach gestrebt, der Segnungen der Brüder des Klosters theilhaftig zu werden.

Der Gast konnte sein Mahl in Ruhe vollenden. Er verabschiedete sich von den Mönchen und schlug den Weg nach Danzig ein.





Zweites Kapitel.

Neue Genossen.

In der Heiligengeistgasse vor der Herberge der Schmiede und Schlosser zu Danzig drängte sich am Abend desselben Tages eine schaulustige Menge und in der großen Halle ging es sehr fröhlich her. Hans Jodese wurde heute als Meister in das Gewerf aufgenommen, und gab seinen Antrittschmaus.

Nach Bänken gesondert saßen da die sämtlichen Mitglieder der Schmiedezunft, nach ihren besonderen Berrichtungen vereinigt. Da waren die Ankerschmiede, die Grobschmiede, die Kleinschmiede, die Schlosser, die Messerschmiede, die Nadel schmiede, die Flaschenschmiede, die Nagel schmiede, die Kupferschmiede, die Hufschmiede, zusammen vierhundert sechsundzwanzig Meister und Gesellen. An einer besonderen kleinen Tafel am Ehrenplatze zeigten sich in der vollen Würde ihres Amtes die sechs Alderleute der Znung; an ihrem Tische saß für heute auch der junge Meister, damit alle Genossen, oder, wie der alte treuherzige Ausdruck sagt, alle Brüder ihn sehen und beobachten, und er wiederum der Ehre ansichtig werden könne, die der Platz am Aldermannstische brachte, und er in Zukunft durch ehrbares Verhalten, durch redliche Arbeit und durch treues Anhangen an der Znung sich den Ehrenplatz dauernd zu erringen trachtete.

Auf einem erhöhten Tische hinter den Alderleuten lagen die Meisterstücke, die der neue Meister unter der strengsten Aufsicht der Gewerksältesten selbst gearbeitet hatte: ein schließendes Schloß mit Klinke und Riegel und mit neun Reifen; ein Schloß zum Kontorspinde mit zwei Klinken und acht Reifen; ein dreigeregeltes Salzmaß mit sechs Reifen — alles genau so, wie die strenge Ordnung der sogenannten Rolle es vorschrieb. Auf dem Tischchen lagen auch 4 Mark in preußischem Gelde, und vier Pfund Wachs zu Kerzen für die Kapelle der Schmiede in der St. Johanniskirche; der heilige Erasmus war der Schutzheilige dieser Kapelle und der Schmiedeinnung.

Alles war nach Regel und Recht genau geordnet und erfüllt, und im Kreise seiner Innungsbrüder konnte der junge Meister sich nun der überwundenen Schwierigkeiten freuen und sich überlegen, welche ehrfame Jungfrau er als Frau Meisterin in das neugegründete Haus einführen wolle, denn es war ihm durchaus nicht gestattet, länger als Jahr und Tag im ledigen Stande zu verbleiben, sonst verlor er unerbittlich sein Recht als Meister, und sogar obenein noch sein Bürgerrecht in der Stadt.

Zu dem festlichen Abend hatten sich zahlreiche fremde Gäste eingefunden, von denen ein jeder durch eine freiwillige Geldspende seinen Teil zu den Kosten des Mahles beitrug. Sie mußten von Mitgliedern des Gewerkes eingeführt und zuerst den Alderleuten vorgestellt werden, welche genau darauf zu halten hatten, daß jeder Fremde ein ehrenhafter Mann, und daß er kein Pole sei, denn die mächtige Stadt Danzig war in den preußischen Landen der stärkste Hort des Deutschtums und der selbstbewußten, ehrenfesten bürgerlichen Freiheit, die dem Polen ein unbekanntes Ding war.

Unter den Gästen saßen am Tische der Schlosser auch die Genossen von der Reise: neben Tiedemann Eckart der Glockengießer Bert Benning, der Brauer Ebert Lange und Konrad Flemming. Aus großen Zinnkrügen tranken sie das weitgerühmte Danziger Topenbier, das fern über See hin ausgeführt wurde.

Hier, unter den fröhlichen Genossen, in der eigenen deutschen Heimatstadt, die erst jüngst so glänzend in dem dreizehnjährigen Kriege

gegen den Orden den Willen und die Macht kundgetan hatte, ihre Selbständigkeit gegen jedermann siegreich zu behaupten, fühlten die heimgekehrten Danziger Stadtkinder sich wohl wie an keinem Orte in der Fremde, und auch Konrad Flemming theilte heiteren Sinnes ihre Freude.

Sie erzählten sich, wie sie die Ihrigen nach langer Trennung wiedergefunden; Gert Benning theilte mit, daß ihm schon an dem nämlichen Tage seiner Heimkehr von dem Pfarrherrn zu St. Marien der Auftrag geworden, eine neue Festglocke für den Turm der Marienkirche zu gießen, und Tiedemann Eckart deutete lächelnd an, daß nach dem Willen seiner Eltern er selber wohl der nächste sein würde, der nach dem neuen Meister Hans Jodeke den Ehrenplatz am Aldermannstische einnehmen würde.

„Das sind ja fröhliche Ausichten für uns alle, denn auch mir hat ein Vöglein ähnlich gesungen!“ rief der kraushaarige Ebert Lange, „kommt gute Gesellen, laßt uns vier eine Wette tun: wer als der erste von uns eine eheliche Hausfrau nimmt, der soll jedem der andern einen ungarischen Gulden und Tuch zu einem neuen Festgewande, dem heiligen Erasmus aber ein Pfund Wachs geben!“

„Gut gesprochen!“ rief Gert Benning, und hob seinen Krug, „wer ehrlich mithalten will, der trinke aus bis auf den letzten Tropfen!“

Lächelnd stieß auch Konrad Flemming mit an, und die vier Gesellen tranken auf das Wohl ihrer zukünftigen Hausehre.

Die lauten Worte der Wette waren auch von den Nachbarn vernommen worden, sie griffen zu den Krügen und tranken und winkten den fröhlichen Genossen zu; die Augen der ganzen Versammlung richteten sich nach dem Sitze der vier stattlichen jungen Männer.

Schon früher hatte manches Auge die Gäste gemustert und besonders nach dem unbekanntem Fremden geforscht; Tiedemann Eckart war von mehr als einem Bruder um Auskunft angegangen worden, und hatte nicht zurückgehalten mit der flüchtigen Erwähnung dessen, was der Reisegefährte für sie gewagt und vollbracht.

Einer tat dem andern die Mähr kund, sie lief an allen Tischen

um und sprang auch auf die Aldermannstafel, und als nun die fröhliche Wette von den vier Genossen herüberklang, da klopfte der Altmeister mit dem mächtigen silbernen Knopfe seines Stabes auf den Tisch, und als augenblickliche Ruhe entstand, sagte er mit würdevoller Stimme:

„Von dem Gaste, den wir als einen Fremden heute an unserm Tisch willkommen geheißten, wird viel geredet, das des höchsten Lobes wert ist. Damit wir alle vernehmen, was dieser Gast uns in unserm Landsleuten Gutes erwiesen, so begehre ich, daß Bruder Tiedemann Eckart uns nach allen Umständen erzähle, wie das sich zugetragen.“

Den allgemeinen Beifall verkündete ein leises Gemurmel an allen Tischen, denn die strenge Sitte gestattete nicht, daß mit lautem Wort die Rede des Altmeisters erwidert wurde, und alle Augen richteten sich auf den genannten Bruder.

Aber Tiedemann Eckart hatte eine etwas schwere Zunge, und besonders dann, wenn er vor vielen Zeugen reden sollte. Er schaute verlegen vor sich hin, scharfte mit dem Fuße, blickte seine Genossen zur Rechten und zur Linken an, und konnte keinen Anfang finden.

Der lustige Freund, Ebert Lange, der sich zuvor an der Befangenheit des Schlossers geweidet und ihn mit leise neckenden Worten vollends verwirrt hatte, trat nun für ihn ein.

Indem er sich von seinem Sitze erhob, sprach er: „Ihr Meister, nehmt es nicht für ungut, wenn ich mich unterziehe, auf die Frage Auskunft zu geben, die ihr an meinen Genossen gerichtet, denn ich war auch dabei. Ihr selber wißt ja am besten, daß selbst der geschickteste Schmied ohne ein gutes Feuer in seiner Kunst nur ein halber Mann ist. Bis Tiedemann Eckarts Feuer nun hell genug auflodert, will ich den Anfang machen, nachher mag er selber fortfahren.“

„Auf meiner Wanderschaft, die ich unternommen, um in bayerischen Landen mich in meiner Kunst des Bierbrauens zu Nutz und Frommen meiner Mitbürger und zur Ehre meiner Vaterstadt zu vervollkommen, traf ich in München mit dem Glockengießer Bert Benning zusammen. Wir hielten gute Kameradschaft, und wanderten später miteinander nach Krakau, um den Hof des Königs Kasimir kennen zu lernen. In Krakau



gesellte sich zu uns der Schloffer Liedemann Eckart, und noch manches andere Danziger Stadtkind. Es würde zu weit führen euch hier darzulegen, was wir in Krakau alles geschaut; es ist euch allen ja nicht unbekannt, was der Pole treibt. Seine Sitten können keinem Deutschen behagen, und das herrische Wesen der großen Herren am Hofe des Königs Kasimir stößt jeden redlichen Mann vollends ab; nicht ohne guten Grund haben wir von unsern Vätern die Weisung erhalten, keinem Polen in unserer Stadt das Bürgerrecht zu geben.

„Nach Krakau kam um die Weihnachtszeit Herr Johann Sidinghausen, unser Mitbürger, als Abgesandter des Rates von Danzig. Man sprach in unsern Kreisen davon, er sei geschickt, um den König Kasimir, der von den preußischen Städten eine Hilfe gegen die Türken beehrte, von diesem Verlangen abzubringen. Er hielt sich mehrere Wochen lang in Krakau auf, uns aber wurde gesagt, er habe keine gute Aufnahme gefunden, und werde unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Die Polen hatten ihr Gespött über uns, und da alles dieses uns verdroß, so verließen wir Krakau früher, als wir eigentlich gewollt hatten; Herr Johann Sidinghausen weilte noch am Hofe, doch auch er bereitete, wie man hörte, seine Abreise vor.

„Zu Schiffe konnten wir nicht gehen, denn die Weichsel wogte hochangeschwollen in ihrem Bette und duldete kein Fahrzeug auf dem Rücken ihrer schmutzigen gelben Fluten. Wir bestiegen also, der Glockengießer, der Schloffer und ich, in den ersten Apriltagen unsere Kasse und trabten frisch die Straße über Radomsk nach Thorn hinab.

„Stürmisches Wetter, Regen und Schnee waren unsere ungebetenen Reisebegleiter und verzögerten uns die Fahrt, und da alle Wege grundlos wurden, so folgten wir von Thorn aus der Straße nach Marienburg, da hier noch am besten fortzukommen war. Wir hatten der Mühseligkeiten aber so viele zu tragen, daß wir in Marienburg einige Tage zu rasten beschlossen, hauptsächlich um unsern Kassen Ruhe zu gönnen, denn die Tiere wollten uns kaum noch tragen.

„In der Marienburg trafen wir den Obersten Johann Jasnicki mit vielem polnischen Kriegsvolke; das Schloß und die ganze Stadt war davon angefüllt, und sie wußten ihres Übermutes und ihrer Frech-

heit kein Ziel. Unter den Lauben am Markte zogen sie tobend und fluchend einher, so daß ein jeder, der nicht Händel mit ihnen haben wollte, auszuweichen genötigt war. Wie die Herren gebärdeten sie sich, und sprachen es mit Lachen ganz offen aus, daß das preußische Land nun dem polnischen Reiche gänzlich einverleibt werden sollte.“

Ein Gemurmel des Unwillens wurde bei diesen Worten in der Halle laut. Der Altmeister bemerkte: „Hätte dieses Kriegsvolk freien Willen, so würden wir bald wieder zu den Waffen greifen müssen; doch die Gefahr ist fern von uns, denn König Kasimir wird die beschworenen Verträge nicht brechen, er ist unser treuer Genosse seit langen Jahren gewesen. Fahrt nun fort in Euer Erzählung“

Ebert Lange nahm seine Rede wieder auf, indem er sagte: „Tage zuvor, ehe wir Marienburg verließen, traf Herr Johann Sidinghausen mit zwei Dienern daselbst ein, und wir erfuhren, daß er am nächsten Morgen seine Reise fortsetzen würde. Schon in der Frühe des gestrigen Tages zogen wir aus dem Tore und ritten über die Rogatbrücke; wir ließen unsere Rosse langsam gehen, denn wir hofften, Herr Johann Sidinghausen mit seinen bewaffneten Dienern würde noch zu uns stoßen.“

„Wir wären dann unser sechs gewesen, und hätten einem Angriffe, der uns etwa drohte, leichter Widerstand leisten können. Auch muß ich gestehen, daß wir ganz besonders um den Abgesandten unseres Rates besorgt waren, denn ein solcher pflegt zum polnischen Königshofe nicht ohne Geld zu reiten, er wäre sonst der Führer eines Schiffes ohne Segel.“

„Das wissen die polnischen Landsknechte aber eben so gut als wir, und diesem Gesindel ist selbst das Schlimmste zuzutrauen. Auch sollte es sich bald zeigen, daß unsere Befürchtungen nicht ohne Grund gewesen waren.“

„Bis zu dem Fährhause von Dirschau gelangten wir ohne allen Anfall. Das Wetter war seit einigen Tagen gänzlich verändert, der schönste Frühling war eingezogen, wir freuten uns des hellen Sonnenscheins, und noch mehr der Nähe unserer Heimat, die wir bei guter Zeit erreichen konnten.“

„Zu unserer Verwunderung fanden wir an der Dirschauer Fähre wohl das Boot, nicht aber den Schiffer, der uns über die Weichsel setzen sollte. Wir suchten vergebens nach ihm, und es blieb uns nichts Besseres übrig, als mit unseren Pferden das geräumige Boot zu besteigen und uns selbst zum anderen Ufer hinüber zu rudern. Wenn wir auch nicht gelernte Schiffer waren, so konnten wir das Wagstück doch ohne Gefahr unternehmen, denn die Weichsel, obwohl sie hoch ging, war völlig ruhig.

„So führten wir denn unsere Kasse in das Schiff, Gert Benning hielt ihre Zügel; Tiedemann Eckart und ich, nachdem wir für den Altar des heiligen Andreas zu St. Marien eine Kerze für glückliche Überfahrt gelobt, griffen zu den Rudern und stießen das Schiff vom Ufer ab.

„Etwa den dritten Teil der Fahrt hatten wir zurückgelegt, da sahen wir den Herrn Johann Sidinghausen mit seinen beiden Dienern in eiligem Kosseslaufe an dem Ufer anlangen, das wir soeben verlassen hatten. Alle drei hielten die gezogenen Schwerter in den Händen, sie riefen uns heftig an und deuteten auf den Weg zurück, den sie gekommen waren. Dort erblickten wir einen Trupp polnischer Reiter, der schon ganz nahe war, und was die wollten, darnach brauchten wir nicht lange zu fragen; sie schlugen ein höhnisches Gelächter auf, als sie das Schiff auf dem Wasser, und die Verfolgten abgesperrt am Ufer erblickten.

„Die Lage war nun, das erkannten wir sogleich, eine äußerst schlimme, denn der Polen waren mehr als zehn, und alle, wie wir sahen, rohe und handfeste Kriegsgesellen, die ihr Meisterstück längst an mehr als einem Schädel gemacht hatten.

„Aber wir in unserem Schiffe besannen uns keinen Augenblick; ehe wir unsern Ratmann im Stich gelassen, hätten wir lieber alle drei unser Leben geopfert. Auch waren wir uns der Stärke unserer Arme wohl bewußt. Sogleich kehrten wir um, und riefen unsere Landsleute an, sich mannhaft zu verteidigen, wir würden ihnen getreulich beistehen.

„Der schwere Kahn, den die Bogen mit großer Gewalt stromabwärts trieben, machte uns zu schaffen, doch gelang es uns, in demselben Augenblicke das Ufer zu erreichen, in welchem die polnischen Wölfe über unsern Ratsherrn herfielen. Das Schiff ließen wir treiben, setzten mit unsern Rossen in das seichte Wasser am Ufer, und gaben mit scharfem Stahl den Polen Danziger Hiebe zu kosten. Sie müssen wohl nicht so ganz schlecht gewesen sein, denn vor unserm heftigen Anprall wichen die Angreifer zurück, und wir waren unbesonnen genug, ihnen zu folgen und uns dadurch etwa fünfzig Schritte von dem Wasser zu entfernen.

„Das wurde unser Unglück, denn auf dem freien Felde umringten uns die Feinde und griffen uns nun mit der größten Hestigkeit an.

„Wir gerieten in arge Bedrängnis; so kräftig wir uns auch wehrten, so war die Übermacht doch zu groß, denn nicht allein standen die Polen gegen uns zwei gegen einen, sondern sie waren auch geschickter in der Führung der Waffen, als wir. Von des Rathsherrn Dienern durchstachen sie dem einen hinterrücks die Brust, daß er mit einem gräßlichen Schrei tot vom Rosse stürzte. Schon dachten wir alle, unser letztes Stündlein sei gekommen, und fast im Angesichte der Vaterstadt mußten wir unter den Händen der Mordnechte unser Blut vergießen; da kam unerwartete Hilfe!

„Wie ein Schatten, den plötzlich die Wolke wirft, die der Sturm am sonnigen Himmel hinjagt, fuhr ein schwarzer Renner zwischen uns hinein; wir sahen eine breite Damaszenerklinge blitzen, wir hörten das wütende Fluchen und gleich darauf das Angstgeheul der Polen, und ehe wir uns noch recht besinnen konnten, sahen wir die größere Zahl der Polen in schleunigster Flucht über das Feld dahinjagen; drei von ihnen lagen röchelnd am Boden, und neben uns hielt, den scharfen Stahl in der tapfern Hand, auf seinem Rappen der wackre Gesell, den ihr nun hier an meiner Seite sitzen seht!“

Rauschender Jubel, der mächtig in dem großen Saale widerhallte, folgte der Erzählung Ebert Langes nach. Von ihrem Tische standen sämtliche Aldermänner auf, und kamen, den Altmeister an der Spitze, auf den Gast zugefchritten.

Dieser Vorfall war so ungewöhnlich und machte einen so feierlichen Eindruck, daß die Stimmen in der Halle verstummten und alle Blicke erwartungsvoll spähten, was sich da nun ereignen sollte.

Vor Konrad Flemming blieben die Alderleute stehen, der Altmeister nahm die schwarze Tuchmütze von seinem ehrwürdigen weißen Haupte, und reichte dem Gaste die Hand, indem er dabei sagte: „Habt Dank, trefflicher Gesell, für den Dienst, den Ihr in großer Treue den Mitbürgern unserer Stadt, und insbesondere einem Bruder unserer Innung erwiesen habt. Wollt Ihr in Zukunft unser Gast sein, so wird ein Platz an unserer Bank Euch offen stehen, so oft Ihr kommen mögt, und damit Euer Gedächtnis bei unserer Innung erhalten bleibe, so werden wir Euren Namen in unser Seelgerede eintragen und Eurer in Bitte und Gebet gedenken, wie wir einem unserer Brüder zu tun gewohnt sind.“

Der junge Mann, dem auf diese Weise die höchste Ehre zu teil geworden, welche die wackeren Handwerker zu bieten vermochten, beugte sich über die Hand des greisen Altmeisters.

„Ich danke euch, ihr Meister und Alderleute des Gewerkes,“ sagte er in herzlichen Worten, „und werde mich von dieser Stunde an als zu euch gehörig betrachten; sollte es erforderlich sein, so bin auch ich bereit für euch einzutreten und mit euch auszuhalten in Not und Tod!“

Der Bund war geschlossen, den die Treue der alten Zeit zu einem unverbrüchlichen machte. Die Alderleute wollten sich zu ihren Sitzen begeben, Liedemann Eckart hielt sie noch zurück.

„Ihr Meister,“ sagte er, „nicht oft können unserer Zunft so fröhliche Tage zu teil werden, wie heute, wo ein ehrlicher Meister und ein treuer Freund zugleich gewonnen sind. Gestattet mir, daß ich jetzt meine Freunde statt des Bieres mit Malvasier bewirte.“

„Es mag sein,“ erwiderte der Altmeister, „doch vergiß nicht, Bruder, daß die Rolle unseres Gewerkes für den Kopf nicht mehr als zwei Stof erlaubt, bei Strafe von zwei Pfund Wachs!“

„Ihr sollt mit uns zufrieden sein,“ versetzte der Schlosser, und winkte dem jüngsten Meister, der das Kellerwesen zu verwalten hatte.

Bald standen die silbernen Humpen vor den Freunden. Den schönsten Humpen trug Tiedemann Eckart zum Aldermannstische hinüber, dann gab er sich mit seinen drei Genossen ganz der geselligen Freude hin.

Malvasier war der beliebteste Festwein, den die reiche St. Reinholdsbrüderschaft sogar feierlich in ihrer schönengeschmückten Kapelle der Marienkirche am Tage St. Johannis des Evangelisten, dem 27. Dezember, in nicht geringer Menge zu trinken pflegte. Der feurige Trank entfesselte die Lebenslust der Freunde, scherzende Rede wurde laut, und da auch bei den ehrwürdigen Alten am Aldermannstische der Wein seine Wirkung nicht verfehlte, so schien es bald, als ob der Malvasier seine Herrschaft nicht allein auf seine unmittelbaren Verehrer beschränke, sondern sie über alle Bänke der weiten Halle siegreich und im Fluge ausdehne.

Ebert Lange, der fröhliche Krauskopf, hob den mächtigen Humpen auf. „Zu gutem Wein gehört ein lustig Lied!“ rief er, „laßt uns singen und trinken, wie's die Brüder am Rhein tun, jeder so gut er's kann, und niemand besser, als er's vermag!“ Mit heller, wohlgeübter Stimme hub er an:

„Nun wohlauf, ihr Ordensbrüder,
Ein Liedlein sing ein jeder,
So geht's Glas auf und nieder,
So kommt es an mich wieder!“

Er tat einen tiefen Zug aus dem Humpen, dann schob er denselben seinem Nachbar, dem Glockengießer, zu, indem er abermals sang:

Wer hie mit mir will fröhlich sein,
Das Glas will ich ihm bringen;
Wer trinken will den guten Wein,
Der muß auch mit mir singen.
So trinken wir alle
Diesen Wein mit Schalle.
Denn dieser Wein vor alle Wein
Ist aller Wein ein Fürsten.
Trink mein liebes Brüderlein,
So wird dich nimmer dürsten!

Gert Benning folgte dem guten Beispiele; er stärkte sich aus dem
Sumpfen, dann fing er an zu singen:

Hol Wein,
Schenk ein!
Wir wollen fröhlich sein!
Wer aber nicht will fröhlich sein,
Der soll nicht bei uns bleiben;
Wir trinken drum den guten Wein
Die Sorgen zu vertreiben.
Drum Bruder mein,
Ich bring dir das,
So viel vom Wein
Ist in dem Glas!

Nun kam die Reihe an Liedemann Eckart; dem war die Zunge
jetzt gelöst, er ließ sich in dieser Weise hören:

Ein guter Wein ist lobenswert
Für ander Ding auf dieser Erd,
Drum will ich ihn nicht meiden,
Und welcher ist im Trunk der lezt,
Wann da nun ist der Tisch besetzt,
Der hab das heimlich Leiden.
Ein großes Glas
Von einer Maß
Dünkt mich schön sein,
Das soll jetzt gan herum.
Trink's aus, trink's aus, es wird dir gelingen.
Tuft du nicht Bescheid,
Es ist mir leid,
Ich darf dir keins mehr bringen,
Du sollst auch nit mit singen:
Hop pahö henneken
Der Hahn ist noch nicht tot,
Man hört ihn krähen nächten spat,
Ist um den Kamn noch rot.
Hottrahum,
Nun singt herum,
Bis es wieder an mich kum!

Lauter Beifall lohnte den munteren Gesang Eckarts, von dem man nicht viel zu hören gewohnt war.

Der Humpen wanderte nun zu dem ritterlichen Gaste. Konrad Flemming strich die braunen Locken aus der freien Stirn, und sang:

Es liegt ein Schloß im Hessenland,
Das ist an großen Ehren reich,
Der Falkenstein ist es genannt;
Wo ist ein Schloß, das ihm wär' gleich?

Der Ritter von dem Falkenstein
Tät über die Heide reiten,
An seiner Hüft' sein gutes Schwert,
Den blanken Schild zur Seiten.

Da kam entgegen auf seinem Weg
Ihm eine Maid gegangen:
„Herr Ritter, gebt meinen Liebsten frei,
Den Ihr mir haltet gefangen!“

— „Den Liebsten dein den geb ich nicht,
Der soll im Elend sterben,
Ich will ihn halten im tiefen Turm
Bis daß er muß verderben.“

„Und wenn mein Liebster sterben soll
In deinen dunklen Mauern,
So will ich mich setzen an den Turm
Und will ihm helfen trauern.“

„Doch wär' ich ein starker Rittermann
Und trüge in der Hand das Schwert,
Dann hätt' ich meinen Liebsten wohl
Mit anderm Wort von Euch begehrt.“

„Dann sollt mein Schwert die Fürsprach tun
Mit seiner scharfen Schneide,
Und büßen solltet Ihr Euer Wort
Wohl noch mit großem Leide!“

— „Und biß du deinem Lieb so gut,
Daß du willst um ihn streiten,
So will ich dir nicht länger mehr
So bitter Not bereiten.“

„Nimm wieder hin dein schönes Lieb,
Das deine Worte gewannen,
Und führ' ihn aus dem tiefen Turm,
Und zieh' mit ihm von dannen.“ —

Noch horchten die Hörer, als der Sänger schon schwieg, denn ein solcher Gesang war ihnen noch bisher nicht erklingen; klar und rein und männlich voll wie Glockenton füllte Konrads Stimme die Halle, und in sein Lied wußte er einen eigentümlichen Zauber zu legen, der seinen Vortrag weit über die Leistungen seiner Vorgänger erhob. Bewundernd schaute man ihn von allen Seiten an, und während sonst nach dem Schlusse eines jeden Gesanges der Humpen ohne Verzug fröhlich weitergeschoben und ein neues Lied angestimmt wurde, trat jetzt eine kurze Pause ein, und jeder fühlte, daß diesem Gesange nicht ein Trinklied gewöhnlichen Schlages folgen könne.

Die Reihenfolge kam zu einem Waffenschmiede; als er zu lange faumte, nickte Ebert Lange ihm zu und rief hinüber: „Bub, wend's Blatt um! Weiter im Text!“

Da stimmte der Aufgeforderte in niederdeutscher Mundart jenen alten, ergreifenden Sang an von den beiden Konigskindern, die um ihrer Liebe willen starben; er beginnt mit den Worten:

Et wassen twe kunigskinner,
De hatten sik doch so lev,
Se kunnen to enander nich kommen,
Dat water was vel to deep.

In der schlichten Weise, die solchen Stücken allein angemessen ist, führte er seinen Vortrag durch, und blieb dadurch nicht allzu weit unter den Leistungen seines Vorgängers.

Noch manches ernste und scherzende Lied wurde im fröhlichen Kreise der Zechenden laut; auch die älteren Meister verschmahnten es nicht, im tiefen Ba die Lieder ihrer Jugendzeit wieder aufzufrischen, und so schwanden die Abendstunden rasch dahin. Eben war der neue Meister, Hans Jodeke, aufgestanden, um seinen Tribut zu zollen, als der Ratsbote in die Tür der Halle trat, und nach der strengen Vor-

schrift, die selbst für die Bornehmsten galt, um die zehnte Stunde Feierabend gebot.

Hans Jodese winkte dem Ratsboten, der seinen Stab gerade emporheben wollte, zu, und mit gefalteten Händen begann er zu singen:

Christ im Himmel hab' ich mein Sach bestellt,
Er wird's wohl machen wie's ihm gefällt,
Dem tu' ich mich befehlen;
Mein Leib und Seel, mein Ehr' und Gut
Geb ich in Sanct Marien Hut
Sie und dort im ewigen Leben.

O heiliger Christ, mein' höchste Zier,
Laß mich kein Glück noch Unglück von dir
In dieser Welt abwenden,
Stärk meinen Glauben durch dein' Gnad',
Behüt uns, Herr, vor Sünd' und Schad',
Gib uns ein seliges Ende!

An allen Bänken, so viel ihrer auch die weite Halle faßte, standen die Festgenossen mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen, und auch der Ratsbote an der Thür hatte seine Blechkappe abgetan und betete andächtig mit. Frohe Lust und ernste Andacht lag so nahe beisammen in der alten Zeit.

Als die Versammlung sich trennte, erfaßte Ebert Lange den Arm Konrad Flemmings und führte ihn mit sich fort zu seinem Elternhause, das groß und stattlich in der Heiligengeistgasse nahe bei der St. Marienkirche lag.

Denn sobald Eberts Eltern von dem Sohne erfahren, wem er seine glückliche Heimkehr nächst dem Schutze der Heiligen zu danken hatte, geboten sie dem Sohne sogleich, den Fremden als Gast in ihr Haus einzuführen. Ebert folgte dem Geheiß mit besonderer Freude, denn zu dem Fremden hatte ihn vom ersten Augenblicke an nicht allein die Bewunderung seiner Heldenkraft und das Wohlgefallen an seinem anmutigen Wesen hingezogen, sondern fast noch mehr fesselte ihn die nur leicht verdeckte Traurigkeit, das schweigsame Sinnen des einsamen Fremdlings, der ein dunkles Schicksal mit männlichem Mute zu tragen schien.

Bei dem reichen Brauer Martin Lange hatte Konrad Flemming die freundlichste Aufnahme gefunden, und am wenigsten verhehlte die sorgsame Hausfrau des Brauers, Frau Barbara Lange, ihr Wohlgefallen an dem schmucken Gaste, der sich die Zuneigung eines jeden, dem er nahe trat, so leicht zu erringen wußte.

Für die beiden jungen Männer, die von dem Bruderbier der Schmiede heimkehrten, hielt Frau Barbara den würzigen Nachtrunk in silberner Kanne bereit. Ebert wollte noch viel erzählen, aber die Mutter bestand darauf, daß der Sohn den Gast zu dem Fremdengemach geleiten und dann sein eigenes Lager aussuchen sollte. Dem Frau Barbara, so pünktlich sie auch für die Pflege jedes einzelnen Hausgenossen Sorge trug, führte ein strenges Regiment und duldete nicht, daß die Sitte ihres Hauses auch nur im kleinsten übertreten wurde.

In dem Fremdengemach, dessen Boden die weichsten holländischen Teppiche deckten, fand Konrad aber noch keine Ruhe, so verlockend auch das hochgetürmte, schwellende Lager in dem schön geschnitzten Himmelbettgestell mit den vergoldeten Engeln auf den tragenden Säulen winkte. Er öffnete, nachdem er die Wattratkerze gelöscht, das Fenster, lehnte sich hinaus und zog die milde Maienluft tief in seine Brust ein. Zur Rechten und zur Linken strebten hohe spitze Giebel der Nachbarhäuser empor, und schräg gegenüber erhoben sich am mächtigen Himmel die dunklen Massen der Marienkirche; die Scheiben eines ihrer hohen Fenster, das dem Fremdlinge zugewendet war, zeigten sich matt erhellt von dem Scheine der ewigen Lampe, die hinter dem Hochaltare an langer silberner Kette schwebte.

Tiefe Ruhe lagerte auf der großen Stadt, nur einzelne dumpfe Töne klangen aus der Ferne herüber.

Anfangs schwirrte dem jungen Kriegersmanne noch das bunte Treiben durch den Sinn; bald aber legten sich die hochgehenden Wogen seiner Gedanken, und aus der besänftigten Flut stieg ein liebes, schönes Bild empor: Vor seinen Augen sah Konrad die Jungfrau von St. Adalbert stehen; ihr süßer Mund lächelte ihm lieblich zu, als wolle er ihm manches holde Wort verkünden, und in seine Träume verloren, stand der

Fremdling, bis die tiefstönenden Glockenschläge von St. Marien ihn aufschreckten und an sein Nachtlager denken hießen.

Doch als er seine Augen geschlossen, stand auch Hedwig wieder vor ihm. Nun sah er sie im reichsten Schmuck, mit einer Strahlenkrone, wie eine Heilige, und er selber kniete vor ihr und hob seine Hände betend zu dem süßen Antlitz empor.





Drittes Kapitel.

Ein Edelfalk.

In den Morgenstunden des folgenden Tages zeigte der Lange Markt zu Danzig ein feierliches Aussehen. Auf dem Platze vor dem Artushofe, auf welchem beinahe zweihundert Jahre später der kunstreiche große Springbrunnen aufgeführt wurde, standen dicht geschart Danziger Bürger und schauten nach dem Rathause hinüber, dessen Eingang eben so wie die stattliche Treppe von einer Abteilung der Ratswache besetzt war. Zu einer wichtigen Sitzung versammelte sich heute der gesamte Rat in seinen beiden Abteilungen, die man den sitzenden Rat und den gemeinen Rat zu nennen pflegte. Schon waren viele angesehene Herren, stattlich angetan mit Mantel und Kette, in die breite Thür eingetreten und zwischen den festlich geschmückten Kriegern der Ratswache die Treppe zu dem Versammlungs-saale, dem großen Kemter, emporgestiegen, dessen hohe Gewölbe auf einer einzigen Granitsäule ruhten, nach dem Vorbilde des herrlichen Kemters in dem Hochschlosse der Marienburg. Noch aber war die Versammlung nicht vollzählig, und wenn wieder einer der gebietenden Herren durch die versammelte Menge schritt, so zeigte sich allemal, welche Gefühle die Bürgerschaft gegen ihn hegte. Während einige der Ratsherren allgemein begrüßt wurden, ließ man andere schweigend vorübergehen, indem man sich begnügte, ihnen Platz zu machen.

Mit lautem Zuruf empfangen wurde Herr Reinhold Niederhof, der zweite der beiden regierenden Bürgermeister; die ganze Volksmenge geriet in Bewegung, als er vorüberschritt, jeder wollte ihn sehen.

Gleich nach ihm schritt stolzen Ganges ein aufs reichste gekleideter Rathsherr vorüber, dem die Menge scheu auswich, ohne ihm einen Gruß zu bieten; auch von seinen Lippen ertönte kein freundliches Wort; das Geflüster, das ihm folgte, schien nicht viel Gutes zu sagen.

„Sage mir doch, wer ist jener stolze Rathsherr mit den drohenden Augen?“ fragte Konrad Flemming, der sich ebenfalls unter den Zuschauern befand, seinen Freund Ebert Lange.

Dieser antwortete: „Das ist Herr Johann von Schauen, der reichste Mann der ganzen Stadt. Schon lange haben die Bürger darüber nachgedacht, was größer sei, sein Reichthum oder sein finstrier Hochmut, aber noch hat es niemand erraten können.“

„Lebte dieser Rathsherr immer in Danzig?“ versetzte Konrad, „mir ist, als hätte ich ihn schon einmal an einem andern Orte gesehen.“

„Da muß der Zufall sein Spiel getrieben haben,“ erwiderte Ebert, „denn es ist allbekannt, daß Herr Johann von Schauen keinen seiner Tage anders als in den Mauern oder in der nächsten Umgebung von Danzig verbracht hat. Doch sieh hin, da kommt unser Freund. Er hat dich schon bemerkt und winkt; laß uns rasch zu ihm treten, seine Zeit ist jetzt noch knapper als sonst.“

Der Brauer ergriff den Arm seines Gefährten und zog ihn mit sich fort zu dem Herrn Johann Sidinghausen, der eben im Begriff stand, zum Rathhaus hinüber zu gehen. Freundlich schüttelte er seinem Lebensretter die Hand und sagte: „Tut mir kund, wo ich Euch finden kann, wenn ich etwa eine Botschaft für Euch haben sollte.“

„Mein Freund Ebert Lange wird meinen Aufenthaltsort wohl kennen,“ entgegnete der Gefragte.

„Sicherlich,“ bemerkte der Brauer mit Lachen, „du müßtest dich sonst in der großen Truhe meiner Mutter versteckt haben, zu der einem jeden andern der Zutritt und sogar die Einsicht verwehrt ist.“

Herr Johann Sidinghausen hörte die letzten Worte kaum noch; er beeilte sich, das Rathhaus zu erreichen, denn auf der andern Seite näherte sich von der Langgasse her bereits Herr Heinrich Falk, der erste Bürgermeister, eine mittelgroße, kräftige Gestalt, dem die Entschlossenheit aus dem hellen Auge blitzte. Die Bürger setzten ein unbedingtes Vertrauen in diesen Mann, dessen Willenskraft, Umsicht und Klugheit bereits wiederholt das Staatsschiff durch gefährliche Straßen glücklich hindurchgeleitet hatte, aber sie scheuten ihn auch, denn seine unererschütterliche Gerechtigkeit kannte keinerlei Rücksicht, und selbst den Angesehensten und Mächtigsten beugte er unter das Gesetz.

Von allen Umstehenden ehrfurchtsvoll begrüßt, durchschritt Herr Heinrich Falk die Reihen der Bürger und betrat das Rathhaus, dessen Türen sich hinter ihm schlossen. Die Ratsdiener traten unter die Bürger, verkündeten den Beginn der Sitzung und geboten Ruhe. Die meisten der anwesenden Bürger entfernten sich hierauf, nur einzelne kleinere Abteilungen blieben beisammen, um auf das Ergebnis der Beratungen zu harren.

In dem großen Remter hatten sich inzwischen die Ratsherren auf ihren mit rotem Tuch überzogenen Bänken geordnet, die Bürgermeister hatten ihre Plätze eingenommen, und Herr Heinrich Falk als Vorsitzender eröffnete die Verhandlung, indem er den Ratsherrn Johann Sidinghausen aufforderte, darüber zu berichten, was er als Ratsfendbote bei des Königs von Polen Majestät ausgerichtet habe.

Der Ratsherr erhob sich und begann zu reden: „Ehrsame, wohlweise, liebe Herren! Ihr sandtet mich mit eurer Vollmacht und mit reichlichen Mitteln nach Krakau, um bei dem Könige Kasimir das gute Recht unserer Stadt zu bewahren. Es handelte sich um die Unterstützung, die der König von uns für seinen beabsichtigten Türkenzug verlangte, und um Abstellung mancherlei Beschwerden, zu denen das ungebührliche Benehmen polnischer Beamten uns hinreichend Grund gegeben.

„Der Ordnung gemäß wandte ich mich zuerst an den Kanzler des polnischen Reiches, den Bischof von Leslau, der mir verhiess, er wolle mir sobald als tunlich bei dem Könige Gehör verschaffen, ich solle in

der Stadt bleiben und des weiteren harren. Aber schon zwei Tage später verließ der König auf unbestimmte Zeit die Stadt, ohne daß ich ihn gesehen hätte.

„Ich wußte nun, daß man den Zweck meiner Sendung kennen mußte und nicht günstig gegen uns gesinnt war, und wenn mir das Benehmen der polnischen Majestät auch an und für sich nicht ungewöhnlich zu scheinen brauchte — wir haben von ähnlichem ja öfter gehört — so fiel es mir doch auf, daß diesmal in einer so schroffen Weise wie niemals zuvor selbst die dürftigsten Rücksichten gegen den Sendboten des Danziger Rates außer Augen gelassen wurden, und ich beschloß, die Zeit meiner erzwungenen Untätigkeit zu benutzen, um heimlich nach den Ursachen zu forschen, die eine so auffallende Erscheinung veranlassen konnten.

„Der Kanzler sagte mir freilich mit einem sehr ernstern und bedenklichen Gesichte, der König sei unwillig über den endlosen Widerstand und das Mißtrauen, das man in Danzig den besten Absichten des Herrschers, der unser größter Wohltäter sei, entgegensezte, und er werde sogleich verhöhnt sein, wenn wir seinen gerechten Forderungen nachkämen. Ich aber wußte, daß die Sache tiefer lag, und richtete danach meine ganze Handlungsweise ein.

„Am polnischen Hofe öffnet ein goldner Schlüssel alle Türen, und wer dort Geheimnisse erfahren will, der muß sein Ohr dem Priester-
munde nähern. Der Kanzler hat einen Hauskaplan, den Pater Severus; er war der Fisch, nach dem ich mein goldnes Netz auswarf, und nach einigem Sträuben ging er ins Garn und verkaufte mir seinen eigenen Herrn.

„Ehrjame und wohlweise Herren! Ich stehe hier als euer Sendbote und verkündige euch, wie meine Pflicht es gebietet, was ich erfahren habe; eure Weisheit wird am besten wissen, was dem Wohle unserer guten Stadt dienlich sein kann. Ich bitte euch, zürnt mir nicht, wenn ich Unangenehmes verkünde.

„Schon seit fünf Jahren sehen wir mit Bedauern und Unwillen die ärgerlichen Händel an, welche die Polen in der ungerechtesten Weise gegen den Bischof des Ermelandes, Nikolaus von Thüngen, unsern

deutschen Landsmann, angestiftet haben. Thüngen ist rechtmäßig gewählt und vom heiligen Vater zu Rom bestätigt, und doch setzen die Polen ihm den Vincenz Kielbassa entgegen und suchen diesen mit Waffengewalt auf den Bischofsitz zu heben. Das ganze Preußenland ist unwillig über solche Taten, die gen Himmel schreien, und besonders wir deutschen Männer in Danzig haben immer gemeint, jeder redliche Preuße, sei er von hohem oder von niederem Stande, müsse solche Ungerechtigkeiten verdammen. Nun aber merkt auf, ehrsame Herren, welchen feinen Köder man in Krakau für die Hechte zuzurichten weiß; die ritterbürtigen Herren der Woivodschaften Kulm und Pommerellen haben am Ende des vorigen Jahres eine heimliche Versammlung in Kulmsee gehalten, sie haben dort auch Briefe von preußischen Städten und von andern preußischen Edelleuten verlesen, und darauf haben sie die beiden Landschöppen Andreas von der Lucht und Hermann von Kywen als Abgesandte nach Krakau geschickt und haben sich erboten, im Fall der König Kasimir gesonnen sei, einen offenen Kriegszug gegen den ermeländischen Bischof von Thüngen zu unternehmen, so wollten sie ihm mit Geld und mit gewaffneter Kriegshilfe zur Seite stehen!“

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung, der durch den weiten Saal hallte, schnitt dem Redenden das letzte Wort vom Munde ab; die Ratsherren erhoben sich auf ihren Sitzen, mit lauter Rede wandten sie sich an ihre Nachbarn, und die feierliche Versammlung, die sonst ihrer Würde niemals etwas zu vergeben gewohnt war, schien in diesem Augenblicke gänzlich zu vergessen, daß es der große Remter des städtischen Rathhauses war, in dem sie unter dem Vorsitz ihrer Bürgermeister tagte.

In dieser allgemeinen Bewegung war es nur ein einziger Mann, der seine Ruhe, wenigstens äußerlich, bewahrte; dieser eine war Heinrich Falk, der erste Bürgermeister. Mit seinen scharfen Blicken musterte er die zahlreiche Versammlung, und es wäre nicht schwer gewesen zu bemerken, daß er die Bewegungen einzelner Personen besonders genau beobachtete; offenbar durchschaute dieser scharfe Blick manche Hülle, die in voller Sorglosigkeit für undurchdringlich gehalten wurde.

Endlich griff er zu dem silbernen Hammer, der neben ihm auf dem Tische lag, und tat einige kräftige Schläge auf die eichene Tischplatte, welchen sofort Ruhe folgte. Erwartungsvoll schaute man den Bürgermeister an, doch dieser sprach in gewohnter Ruhe nichts als die Worte:

„Ich bitte die Herren des versammelten Rates, über den Bericht unseres Sendboten ihre Meinung zu sagen.“

Herr Peter von Süchten, Mitglied des sitzenden Rates, erhob sich und begann mit vorsichtig gewählten Worten so zu reden:

„Liebe Herren und Genossen! So mächtig unsere gute Stadt auch im Bunde unserer Freunde von der Hanse, so angesehen und gefürchtet sie bei den dänischen, englischen und französischen Königen, und so wohlgelitten sie, wenigstens bisher, bei des Königs von Polen Majestät ist, so mögen wir wohl bedenken, daß auch mächtige Feinde auf uns lauern, denen wir zuletzt doch zur Beute fallen müßten, wenn nicht mächtige Bundesgenossen uns zur Seite stehen. Unsere Sorge muß es sein, solche, wofern sie einmal gewonnen, uns zu guten Freunden zu erhalten, und selbst einige mäßige Opfer zu bringen, darf uns dabei nicht zuviel scheinen, denn den Schilling geben wir und die Mark bringt er. Wahrhaft töricht aber müßte es erscheinen, wenn wir den Mächtigen reizen wollten, denn derjenige, dem die Gewalt dienstbar ist, vergißt gar leicht selbst die Gerechtigkeit, wenn sein Unwille geweckt wird. So mögen auch unsere Landsleute in Kulm und Pommerellen gedacht haben, als sie dem Begehren ihres Oberherrn entgegenkamen, und was ein jeder einzelne von uns auch sonst über das denken mag, was uns Herr Johann Sidinghausen soeben mitgeteilt: laßt uns der Vorsicht nicht vergessen, denn unsere Beziehungen zum polnischen Hofe sind seit einiger Zeit schon recht bedenklicher Art geworden.“

„Euer Vorschlag läßt sich hören,“ entgegnete der Bürgermeister, „jedoch würde es gut sein, wenn Ihr Euch genauer über das erklären wolltet, was Ihr beabsichtigt.“

„Nun denn, da Ihr mich danach fragt,“ entgegnete Peter von Süchten, „will ich offen bekennen, daß wir meiner Meinung nach nicht

gut an unserer Stadt handeln, wenn wir dem polnischen Hofe zu einer Zeit noch hartnäckig widerstreben, wo andere unserer Landsleute bereits darauf bedacht sind, ihr Schiffein vor dem Sturm, der drohend heraufzieht, in einen sichern Hafen zu lenken.“

„Nach Eurer Weise könntet Ihr recht haben,“ versetzte Heinrich Falk mit vollkommener Ruhe, „und da Ihr bereits recht genau über die gegenwärtige Sachlage nachgedacht haben werdet, so könnt Ihr und Eure Freunde in dieser Versammlung ohne Zweifel bereits bestimmte Vorschläge machen, die sich den Absichten Eurer Landsleute in Kulm und Pommerellen wirksam zur Seite stellen würden.“

Bei diesen Worten stutzte Peter von Süchten und schaute den Bürgermeister fragend an, um zu erforschen, in welchem Sinne diese Rede gemeint sei.

Ein anderer Rathherr aber, Meinhard von Stein, der mit sichtlichem Wohlgefallen eine schwere goldene Gnadenfette des Königs Kasimir trug, nahm statt seines Freundes das Wort auf, indem er sagte: „Man muß den Hamen nach dem Lachs auswerfen, wenn es an der Zeit ist, und mich dünkt, nicht leicht kommt eine bessere Gelegenheit als jetzt, uns recht sicher unter den polnischen Königsmantel zu schieben, in dessen Obhut es sich recht behaglich leben läßt. Stehen unsere Standesgenossen im polnischen Reiche nicht ganz anders da, als wir, die wir von allen Seiten mit Schranken umzogen sind, deren die Edelleute des Königs Kasimir lachen? Bedenkt, von welchem Werte gerade jetzt unser Geld für den König ist, da der Türke ihm bereits auf den Saum seines Mantels tritt; bedenkt, welche Vorrechte und Vorteile der König denjenigen nicht versagen wird, durch deren unmittelbare Hilfe seine Macht einen so ansehnlichen Zuwachs erhalten würde! Ich lege es euch ans Herz, ihr Herren, sorgt für euch und spannt die Segel auf, so lange der günstige Wind weht!“

Meinhard von Stein schwieg und schaute so behaglich nach allen Seiten umher, als sähe er sich schon als wohlbestallten polnischen Edelmann, als einen unumschränkten Gebieter auf seinem befestigten Schlosse zu Langfuhr bei Danzig.

Nach ihm nahm Johann von Schauen das Wort. „Auch ich,“ sagte der finstre, stolze Mann, „muß ernstlich darauf dringen, daß man unter solchen Verhältnissen nicht die Hände in den Schoß legt. Es muß mit Entschiedenheit vorgegangen werden, wenn auch nicht auf dem Wege, auf welchem der Ratsherr von Stein sein Fahrwasser sucht. Ich mag nichts wissen von polnischer Herrschaft, sie ist hohl und falsch und kracht bei dem geringsten Stoße in allen Fugen. Wer unter einem solchen Dache Schutz sucht, der läuft Gefahr, von den herabstürzenden Trümmern zerschmettert zu werden. Weg mit den Polen, welche die ewig offene Bettelhand gegen uns ausstrecken und gierig nach unsern Gütern schielen. Wären wir mächtig genug, so könnten wir unsere eigenen Herren sein, oder wären alle unsere Truhen mit Gold gefüllt, so könnten wir ein mächtiges Söldnerheer für uns kämpfen lassen; vielleicht“ — verächtlicher Spott zuckte um seine Lippen — „würde Seine Majestät von Polen gegen ein entsprechendes Jahrgeld es nicht verschmähen, selbst mit seinem tapfern Heere in unsere Dienste zu treten.

„Aber tut eure Augen doch auf und seht selbst, in welchem Zustande der dreizehnjährige Krieg, den ihr geführt habt, um die Herrschaft des deutschen Ordens mit polnischer Sklaverei vertauschen zu können, unsere Stadt und ihr Gebiet hinterlassen hat! Eine ungeheure Schuldenlast ist auf unsere Schultern gehäuft, der städtische Grundbesitz ist auf viele Jahre hinaus ungestümen Gläubigern verpfändet, in erbärmlicher Armut fristen unsere Bauern ihr Leben auf dem platten Lande, das nach sechs Friedensjahren sich noch nicht zum hundertsten von dem Elend des Krieges erholt hat.

„Handeln wir unter solchen Verhältnissen klug, wenn wir die polnischen Blutsauger in unser Haus holen, oder wenn wir den Bettelsack auf die Stange hängen und unter diesem Banner ein Danziger Reich gründen wollen, das ein Köder für alle Raubtiere der Welt sein müßte?

„Das eine wie das andere ist für uns der Weg des Unterganges. Wir brauchen einen mächtigen Schutzherrn, und das kann jetzt niemand anders sein, als der Hochmeister zu Königsberg. Ihre Herren! gedenkt an den großen Winrich von Kniprode! Als er seinen Herrscherstab von

der Marienburg aus führte, da froch der weiße Adler zu seinen Füßen, und in den preußischen Städten saß der Handelsherr in Ruhe auf seinen gefüllten Säcken, denn über alle Länder und über die fernsten Meere hin streckte der Hochmeister ein siegreiches Schwert aus, unter dessen Schutze alle Geschäfte des Friedens eine sichere Statt fanden.

„Ihr selbst tragt mit die Schuld, daß der Pole sich über den Orden erhoben hat und sich seinen Lehnsherrn nennt. Doch jetzt könnt ihr eure Schuld sühnen, und die alte Zeit, die ihr die goldene nennt, zurückführen. In Königsberg haben die Ritter den Martin Truchseß von Wezhausen zu ihrem Hochmeister erwählt, der hat geschworen, eher wolle er in seinem eigenen Blute ertrinken, als dem polnischen Könige den Lehnseid leisten. Schon hat der Bischof von Thüngen sich diesem Hochmeister angeschlossen, und sein Bundesgenosse ist Mathias, der König von Ungarn. Ihr Männer von Danzig! Sendet eure Boten nach Königsberg, sichert dem Hochmeister euren Beistand zu, und in weniger als einem Jahre werdet ihr gemeinschaftlich den Polen niedergeworfen haben, und der deutsche Hochmeister wird wieder in Marienburg bereit stehen, eure Feinde niederzuwerfen und euer Gut und eure Rechte wirksam zu schützen! Das allein kann euch Rettung bringen, folgt meinem Rate, ehe es zu spät ist!“

Eine dumpfe Stille folgte den Worten des Johann von Schauen; schwer wie ein drohendes Wetter lastete es auf den Gemüthern der Versammelten, jeder fühlte, daß in diesem Augenblicke sich das Geschick der Vaterstadt entscheiden mußte, aber wer konnte wissen, ob zum Segen oder zum Unheil?

Unwillkürlich richteten alle Blicke in dieser bedrängten Lage sich auf den Mann, den man als Führer in schlimmer Zeit zu betrachten schon gewohnt war: auf den Bürgermeister Heinrich Falk.

Eine kurze Zeit schaute dieser mit blitzenden Augen und leicht geröteten Wangen in der Versammlung umher, als wolle er warten, ob noch jemand zu reden Lust hätte; als aber niemand sich meldete, erhob Heinrich Falk sich von seinem Sitze.

„Ehrfame Herren des obersten Rates unserer Stadt!“ begann er

zu sprechen, und die Erregung seiner Brust zitterte leise in seiner klavollen Stimme. „Wie ich vermeine, ist hier soeben von der guten Stadt Danzig geredet worden, und da werdet ihr mir wohl erlauben, auch ein kleines Wort über diese Stadt zu sagen. Wie ihr ja alle wissen werdet, ehrsame Herren, ist unsere Stadt so gar alt noch nicht. Vor mehreren hundert Jahren war in den Länderstrecken, die wir jetzt unser heimisch Land nennen, kein deutsches Wort zu hören. Wo die Mottau in die Weichsel fließt, stand eine hölzerne Burg polnischer Fürsten; um diese Burg her bauten polnische Fischer ihre hölzernen Hütten und boten darin ihre Heringe und ihre Aale den fremden Handelsgästen feil, die in spärlicher Zahl an diese unwirtliche Küste kamen. Ich nenne sie unwirtlich, denn ihre polnischen Bewohner liebten es mehr, Seeräuberei zu treiben, unglückliche gestrandete Fremde zu erschlagen und zu berauben, als auf ehrliche Weise Handel zu treiben.

„Zu diesem armseligen Haufen von halbwilden Menschen kamen deutsche Kaufleute; sie brachten nicht allein Kleider für die Polen, ihre Blöße zu decken, und Salz, ihre Speisen zu würzen, sie brachten ihnen mehr und bessere Gaben, sie brachten ihnen Sitte und Gesetz, und unter den Augen der Polen, deren dürstige Holzhäuser die Deutschen mit dem Namen Hafelwerk bezeichneten, gründeten die Fremden eine deutsche Stadt nach deutscher Sitte, und regten darin ihre fleißigen Hände. Unter dem Schutz der Pommerschen Fürsten gedieh die junge Ansiedlung mit jedem Jahre, fröhliches Leben herrschte an der Stätte, wo nicht lange zuvor polnische Flüche erklingen waren, und polnische Nordmesser geblinkt hatten.

„Der Stamm der polnischen Fürsten, deren Gunst und Klugheit die deutsche Ansiedlung beschützt hatte, erlosch, und um ihr Erbe entbrannte ein wilder Streit. Den Deutschen zu Hilfe zogen die Markgrafen von Brandenburg heran, die tapfern Nachkommen Albrechts, den man den Bären nennt; aber die Polen riefen die Ritter des deutschen Ordens in Marienburg. Diese waren schon lange nach der Beute lüstern, sie kamen mit gewappneter Hand, vor dem schwarzen Kreuze auf dem weißen Mantel mußten die Nachkommen des Bären weichen,

und weil die Bürger der jungen Stadt treu zu ihren Freunden, den Brandenburgern, gestanden hatten, warfen die Ritter Feuerbrände in ihre friedlichen Wohnungen, und unverföhnlichen Raubtieren gleich zerstörten sie den ganzen Ort, und ließen nicht die geringste Spur übrig, die noch hätte verkünden können, daß hier einst Menschen wohnten.

„Auf dem Platze, wo die alte Polenfeste gestanden, mauerten die Ritter eine Zwingburg auf, welche die ganze Gegend an der Weichsel und an der Nottlau beherrschte. Unter ihren Mauern siedelten sie an, was aus der zerstörten Stadt sein Leben gerettet hatte, sie führten neue Ansiedler herbei aus Sachsen, aus Thüringen, aus Friesland, und deutsche Männer begannen aufs neue ihre unverdroffene Arbeit; dreifach erstand ein neues Gemeinwesen, die Altstadt, die Jungstadt, die Nechtstadt genannt, und da dem Orden die fleißigen Ansiedler vielen Gewinn brachten, so schützte er sie, und redliche Hochmeister verfahren sie mit Vorrechten und Gerechtsamen.

„Aufs herrlichste blühten nun die neuen Städte auf; bis nach Lissabon, nach London, nach Brügge, nach Stockholm segelten ihre Flotten, bis nach Nowgorod, nach Kowno, nach Krakau zogen ihre Kaufleute, der Reichtum mehrte sich, die gute Sitte festigte sich, alle Bestrebungen friedlicher Arbeit fanden fruchtbaren Boden und wucherten tausendfältig.

„Aber aus einem väterlichen Beschützer wurde der Orden ein harter Zwingherr, und dann ein gieriger Räuber, der den Schweiß seiner Untertanen mit gewaltsamer Hand an sich riß und den Erwerb redlicher Arbeiter in pflichtvergeßener Schwelgerei verpraßte.

„Lange trugen wir unser Joch, so lange, bis es uns zu erdrücken drohte; da standen wir auf, um mit den Waffen in der Hand um unser Hab und Gut, um unsere Heimatstadt, um unsere Freiheit zu kämpfen. Ich sage mir, denn wir alle, wie wir hier sind, haben den blutigen Krieg gesehen, der dreizehn Jahre lang in unserm Gebiete und an unsern Mauern tobte, und nicht wenige von uns haben selber mitgestritten. Tausende von Danziger Bürgern haben ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen und sind für ihre Heimatstadt gestorben,

unsere Truhen sind geleert, unsere Kleinode sind geopfert, unsere liegenden Gründe sind verpfändet. Aber die großen Opfer haben herrliche Früchte getragen, die Zwingburg des Ordens ist gefallen, unsere Hände haben die Mauern gebrochen, und alle deutschen Männer sind jetzt zu Einem Gemeinwesen, zu Einer Stadt geeinigt, die auf eigenen, freien Füßen steht und keinen fremden Willen innerhalb ihrer Mauern duldet.

„Ihr Männer von Danzig! Das sind die Güter, die uns das Blut unserer Brüder gewonnen hat, das ist das stolze Erbteil, das wir dereinst unsern Kindern hinterlassen werden.

„Und nun frage ich euch: wer ist unter euch, der das mit tausendfachem Blut errungene edle Gut an den Fremden verkaufen will? Die ihr die Edelsten euch nennt in diesen Mauern, sprecht: wer von euch will zu solchem Schacher die Hand bieten?“

Da sprangen die Versammelten in mächtigster Erregung von den Sätzen auf; sie streckten die Rechte zum Himmel empor und riefen jauchzend, daß sie frei sein und frei bleiben wollten; wie ein Sturm brauste es durch die hohen Hallen, und mit Zittern vernahm es mancher, der mit fecker Siegeszuversicht in diese Versammlung eingetreten war.

Heinrich Falk winkte; die brausenden Stimmen schwiegen, es wurde ruhig.

„Laßt mich noch weiter reden,“ sagte der Bürgermeister, „heute muß es klar unter uns werden, und ich habe noch mehr, was mir auf der Seele brennt. Wenn wir kämpfen wollen, so müssen wir wissen, wer uns Freund, wer uns Feind ist.

„Ihr Herren, im polnischen Reiche sowohl wie bei dem Hochmeister führen die Großen und Mächtigen ein feines Leben; sie herrschen und genießen, und der Arme arbeitet und duldet für sie. Für den Reichen und Angesehenen blüht die Freude unter der Fremdherrschaft; der redliche Bürger aber, den seiner fleißigen Hände treue Arbeit behaglich und ehrenvoll nährt, der sieht mit Schrecken unter dem fremden Herrscher seinen Untergang voraus, denn für ihn ist kein Platz mehr in einem Staate, in dem es nur Herren und Knechte gibt. Ich will nicht

darüber entscheiden, ob es in unserer Stadt Leute gibt, die um ihres eigenen Nutzens willen ihre geringeren Brüder zu verraten imstande wären, aber da uns solche Leute, und besäßen sie alle Schätze der Welt, nur ein gefährlicher Ballast sein würden, so laßt uns öffentlich verkünden: Wer da meint, sein Heil in der Fremde besser finden zu können, als in den Mauern von Danzig, dem soll es frei stehen, mit Hab und Gut binnen zwölf Tagen die Stadt unangefochten zu verlassen.“

Alle stimmten für diesen Vorschlag, und der Ratschreiber trug ihn auf ein Pergament ein.

Der Bürgermeister fuhr fort: „Und nun gilt es, die schleunigsten und kräftigsten Maßregeln gegen die Polen zu treffen; vor allem müssen wir sogleich Gesandte an die übrigen preußischen Städte schicken und sie auffordern, gemeinsam mit uns zu handeln.“

Dieser Vorschlag erregte Bedenken. Einer von den Ratsherrn fragte ein wenig kleinmütig an, ob man diese gefährliche Maßregel nicht noch verschieben könne, um erst abzuwarten, was König Kasimir beschließen werde?

Da erhob sich Herr Johann Sidinghausen und sagte: „Das längere Harren könnte leicht sehr bedenkliche Folgen haben, denn die Versammelten in Kulmsee haben durch ihre beiden Landschöppen den König Kasimir auch noch bitten lassen, er möge einen Polen zum Statthalter über Land und Städte in Preußen setzen.“

Der Bürgermeister biß zornig die Zähne zusammen; dann fragte er den Ratsfendeboten: „Wißt Ihr noch mehr zu berichten?“

Der Gefragte fuhr fort: „In Marienburg fand ich den polnischen Obersten Johann Jasnicki mit vielem Kriegsvolk. Ich fragte ihn, wohin sein Zug gehe, da erwiderte er lachend, er werde uns bald in Danzig besuchen. Tags darauf, als ich kaum die Stadt verlassen, wurde ich von polnischen Reitern überfallen; sie stachen meinen Diener vom Pferde, und obwohl einige Landsleute, die in der Nähe waren, mir wacker Hilfe leisteten, so würden wir alle doch niedergehauen worden sein, wenn nicht ein junger fremder Gesell uns mit unvergleichlicher Tapferkeit befreit hätte.“

„Da seht Ihr, Herr Peter von Süchten,“ rief Heinrich Falk unwillig aus, „was ihr von den Polen zu erwarten habt, die sich nicht scheuen, sogar einen Gesandten meuchlings zu überfallen.“ Er wandte sich wieder an den Sendeboten: „Wer war jener fremde Gesell? Habt Ihr ihn belohnen können für den großen Dienst, den er unserer Stadt geleistet?“

„Der Fremde weilt gegenwärtig hier in Danzig,“ entgegnete Sidinghausen, „ich konnte ihm nicht lohnen, und empfehle ihn Eurer Gewogenheit.“

„Sendet ihn zu mir, ich werde ihn prüfen,“ erwiderte der Bürgermeister; „jetzt aber gilt es einen raschen Entschluß; die Polen müssen nicht allein aus Marienburg zurück, sondern sie müssen das ganze Land räumen. Ich fordere, daß man schon morgen Gesandte nach Marienburg schicke, um dem Jasnicki unser Verlangen mitzuteilen.“

Da die Zustimmung des Rates nicht fehlte, so fuhr der Bürgermeister fort: „So werde ich selber nach Marienburg gehen, und damit ich eine zuverlässige Hilfe habe, so bestimme ich kraft meines Amtes und meines Rechtes, daß ihr, Herr Peter von Süchten, mich begleiten werdet.“

Sichtlich betroffen erklärte der Ratsherr seine Bereitwilligkeit, und nun entließ der Bürgermeister die Versammlung, um sich mit seinen nächsten Freunden weiter zu beraten.

Nebst einigen andern folgte Herr Johann Sidinghausen ihm in seine Wohnung in der Langgasse, in der Nähe des hohen Tores.

Um die Stadt gegen jeden Überfall von seiten der Polen zu schützen, wurden in aller Stille sämtliche Tore mit dreifacher Mannschaft besetzt und einige Reiter auf den Wegen, die nach Marienburg führten, zur Rundschau ausgesandt.

Unter der Bürgerschaft herrschte indes bereits eine nicht geringe Aufregung. Durch die Erzählung des Ebert Lange bei dem Feste der Schmiede war die Kunde von der Nähe der polnischen Truppen unter die Bürger gekommen, auch der Überfall des Abgesandten blieb kein Geheimnis, und die feierliche Sitzung des gesamten Rates am nächsten Tage war ein neuer Gegenstand der Vermutungen und der Befürchtungen.

Obwohl das Gesetz der Stadt demjenigen ungemessene Strafe androhte, der die Heimlichkeiten der Ratsversammlungen ausplauderte, so war die Bürgerschaft doch schon wenige Stunden nach der stürmischen Sitzung ziemlich genau von dem Gange der Verhandlungen unterrichtet. Die Frage war eine zu brennende, um sie mit Schweigen übergehen zu können.

Als nun in den Nachmittagsstunden die öffentlichen Ausrufer einem jeden, der dazu Neigung verspürte, freien Abzug mit Hab und Gut — als vom Rat bewilligt — verkündeten, da sahen einige Furchtsame schon die Polen an den Thoren.

Doch waren diese Kleinmütigen an Zahl gänzlich verschwindend. Ein männlicher, entschlossener Sinn zeigte sich in der gesamten Bürgerschaft; fast auf allen Gassen sah man in den Abendstunden die streitbaren Männer beschäftigt, die Harnische, die Sturmhauben, die Schwerter und Lanzen und Streitkolben zu pußen und die Sehnen der Bogen zu prüfen, ob sie guten Klang gäben. Die Schroter, d. h. Schneider, die in der damaligen Zeit ihres fecken Sinnes und ihrer Lust an neuen Dingen wegen bekannt waren, öffneten das große Thor ihres Werkhauses im Boggenpfehl und zogen zur gründlichen Besichtigung zwei Quartierschlangen, große Geschütze hervor, welche der reichen Innung zugehörten und von ihr schon öfter mit Ruhm in den Kampf geführt worden waren.





Viertes Kapitel.

Geheime Kunde.

Nach ihrem Zusammentreffen mit dem Rathsherrn Johann Sidinghausen hatten die beiden Freunde den Langen Markt verlassen. Der Brauer bog in eine Seitenstraße ein und führte, indem sie beide zusammen plauderten, seinen Begleiter durch einige andere Straßen zu einem schmalen Gäßchen, dessen Häuser jedoch nicht weniger schmutz und sauber als die in den belebteren Straßen ausfahen. In die Fenster sah man unmittelbar hinein, und wenn Konrad nicht so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen wäre, so hätte ihm sicher nicht entgehen können, daß Ebert seine Schritte mäßigte, als ein altertümliches Häuschen mit vorspringendem zweiten Stock sich zeigte, dessen Fenster durch wohlgepflegte Topfgewächse gegen neugierige Blicke geschützt waren.

In das letzte Fenster sandte Ebert seine Blicke spähend und erwartungsvoll hinein.

Hinter dem blühenden Goldlack zeigte sich der anmutigste Mädchenkopf. Die rosigen Wangen und die hellen Augen strahlten rasch aufleuchtend durch die grünen Blätter, als Ebert leise mit lächelndem Munde nickte, und in unverkennbarer Freude wurde der verstohlene Gruß erwidert.

Wenige Schritte neben dem Fenster war ein überwölbter Torweg.

Der Brauer zog seinen Begleiter rasch hinein, indem er den Finger auf die Lippen legte.

Die Freunde standen auf einem kleinen Hofe, der durch hohe Mauern auf allen Seiten gegen fremde Augen gesichert war. An der Seite des Wohnhauses, dicht an der Wand, schimmerten die grauen Stämme von zwei alten Fliederbäumen, die ihre dichten Kronen fast über den ganzen Hofraum ausbreiteten; ihre ersten jungen Blätter entfalteten sich im hellen Strahl der Maisonne. Die beiden alten Stämme waren mit dichtem Efeu überwuchert, hinüber und herüber hatten die Ranken sich geschlungen und eine grüne Wand gebildet, hinter welcher die Freunde sich verbergen konnten.

An dieser Stelle befand sich in der Hauswand ein Fenster, das zu einem Hinterstübchen führen mußte. Dorthin zog Ebert seinen Freund, stellte ihn hart an die Wand und flüsterte ihm ins Ohr: „Sobald das Fenster sich öffnet, so tritt rasch davor und schau hinein!“

Bewundert und fragend schaute Konrad seinen Begleiter an, dieser aber nickte ihm lächelnd zu; zu Erklärungen war auch keine Zeit mehr, denn schon wurden Schritte in dem Stübchen laut und eine hastige Hand öffnete das Fenster, in welches Konrad, der den Scherz ahnte, sich schnell hineinbeugte.

Zwei weiche Arme schlangen sich um seinen Hals und volle Locken streiften seine Wange, aber mit einem halb unterdrückten Aufschrei fuhr der lockige Mädchenkopf zurück.

Schnell schob Ebert den Freund zur Seite, und indem er ihm zuflüsterte: „Halt' Wache an dem Tore und laß niemand ein!“ nahm er den Platz am Fenster ein.

„Käthchen!“ rief er, indem er seine Arme in das Stübchen streckte, „liebes, süßes Käthchen, zwei lange Jahre habe ich dich nicht gesehen; jeden Tag hab' ich an dich gedacht, und nun ich wiederkehre, bist du mir so fremd?“

„Geh nur wieder, du unverbesserlicher Schelm!“ entgegnete Käthchen halb schmollend, halb lächelnd, „geh' und lerne artig sein, dann komm wieder!“

„Ach Käthchen,“ schmeichelte Ebert, „wenn du wüßtest, wie hübsch du geworden bist!“

„Findest du das?“ erwiderte Käthchen, „du hast mir früher ja immer gesagt, ich sei die Schönste von allen!“

„Für mich wirst du alle Tage schöner,“ versetzte Ebert, „am schönsten aber bist du, wenn dein roter Mund mich küßt.“ Mit leiser Stimme begann er zu singen:

Deine Augen so hell
Und dein Mund so rot —
Ich armer Gesell,
Oh weh meiner —

„Soll die Mutter dich hören?“ flüsterte Käthchen und schloß dem Übermütigen rasch mit der weichen Hand den singenden Mund. Ebert aber zog die Geliebte zu sich und schloß sie fest in seine Arme, und Käthchen legte den Arm um seinen Nacken, und nun kosteten die beiden in süßem Geflüster; Ebert wußte ja, daß der Freund draußen vor dem Tore Wache hielt.

Konrad wich nicht von seinem Platze; doch obwohl sein tapferes Herz noch vor keinem Gegner gewichen war, so sollte er doch bald einen bedenklich schweren Stand haben.

Das Fenster, an dem die Blumen standen, öffnete sich; ein Mütterchen in weißer Haube steckte den freundlichen Kopf heraus und schaute mit sorglichen Blicken den jungen Fremden an, der sich an das Tor lehnte und die Stirn gegen den kalten Stein gesenkt hielt.

„Was fehlt Euch?“ fragte sie mitleidig, „seid Ihr krank? Kann ich Euch helfen?“

„Ach!“ erwiderte Konrad, indem er ein Lächeln unterdrückte und seine Stimme zum Flüsterton mäßigte, „gute Mutter, laß mich ein klein Weilchen hier an Eurem Hause stehen, die Ruhe tut mir wohl!“

„Harret ein wenig,“ versetzte das Mütterchen, „ich will Euch eine kräftige Stärkung bringen.“

Sie verschwand, und erschien gleich darauf vor dem Hause, in der Hand trug sie ein kleines Muschelschächtelchen.

„Nehmt,“ sagte sie vorsorglich, „in diesem Kästchen ist ein Kreuzchen, am Altar des heiligen Jago von Kompostella geweiht, haltet es auf Euer Herz, es vertreibt jede Schwäche.“

Der junge Mann nahm und tat, wie die gute Alte verlangte. Nach einer Weile, während das Mütterchen erwartungsvoll ihre Blicke auf ihn gerichtet hielt, richtete er sich auf. „San Jago ist ein großer Heiliger,“ sagte er, indem er das Kästchen zurückgab, „ich fühle mich vollkommen kräftig in diesem Augenblicke.“

„Nicht wahr?“ entgegnete seine Pflegerin erfreut, „ja es ist ein herrliches Mittel, ich habe es von den weißen Mönchen erstanden, die sich neben dem Elisabethstiechenhause angesiedelt haben.“

„Bewahrt es gut,“ versetzte der junge Mann, „und gestattet mir, daß ich Euch zum Dank eine kleine Gabe biete.“ Er zog aus seinem Busen eine härene dünne Schnur, daran hing ein kleines Herz von Elfenbein.

„Dieses Kleinod,“ sagte er, „ist von dem Altar der heiligen Gottesmutter zu Loretto. Wer es trägt, dem vermag niemand gram zu sein. Am schönsten aber würde das geweihte Herz seine Kraft zeigen, wenn Ihr etwa eine Tochter hättet, die sich die Schnur um ihren Hals bindet; ein wahrer Freierrmann wäre ihr sicher, und Ihr brauchtet sie nicht zu hüten, denn sie stände unter der besonderen Hut der Gottesmutter.“

Mit sichtlichcr Freude nahm das Mütterchen das geweihte Herz in Empfang. „Die Heiligen mögen Euch lohnen, und ich werde für Euch eine geweihte Kerze bei St. Katharinen opfern. Eine Tochter habe ich, sie ist ein herzig gutes Kind; aber einmal gab es eine Zeit, wo sie einem reichen jungen Burschen gern nachschaute, dem sie nimmer hätte Ehefrau werden können, denn wir sind arm, wenn wir auch keinen Mangel leiden. Mein Käthchen soll die Schnur tragen, ich gehe sogleich, sie ihr zu bringen. Gehabt Euch wohl, junger Herr!“

Konrad nickte ihr freundlich zu und wartete, bis sie in das Haus getreten war und die Thür wieder hinter sich verschloß. Dann öffnete er rasch das Thor und rief den Freund, der eiligst herbeikam; als das Mütterchen in das Hinterstübchen trat, das Herzchen in der Hand,

hatte sich das Fenster schon wieder geschlossen; daß Rätchens Wangen verrätherisch glühten, das bemerkte die gute Alte in ihrem frommen Eifer nicht.

Die Freunde schritten indes weiter, und Ebert vernahm mit Ergötzen die Erzählung von dem Erlebnis seines Gefährten.

„Wahrscheinlich wirst du uns beiden da einen guten Dienst erwiesen haben,“ bemerkte er, „denn ich bin fest entschlossen, keine andere als Rätchen zu meiner Hausfrau zu machen, obwohl meine Eltern sowohl wie Rätchens Mutter unserm Bunde nicht hold zu sein scheinen. Doch ich habe gute und sichere Hoffnung, diesen Widerstand allmählich zu überwinden.“

Die Freunde gelangten an den Ort, wo die Mottlau in die Weichsel fließt. Hier zeigte sich ihnen die lebhafteste Handelstätigkeit der großen Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung.

Beide Flüsse, namentlich die Weichsel, waren mit Schiffen aller Völker reich bedeckt. Da lagen hart am Ufer die Handelsgenossen von der Hanse, Schiffe aus Lübeck, Wismar, Bremen und Hamburg, die Bier, Heringe und Krämerwaren mancherlei Art ausluden. Neben ihnen ankerten zahlreiche Flamländer mit ihren Laken, d. h. Tuchen und ähnlichen Stoffen. Die Spanier in ihren weiß gestrichenen großen Fahrzeugen brachten Öl, Wachs, Wein, Reis, Honig, auch Eisen; bewegliche Franzosen lieferten in großen Massen das vielbegehrte Baiensalz, das tief nach Polen und Rußland von Danziger Händlern hineingeführt wurde, auch roten Wein in mächtigen Gebinden. Die Schottländer brachten Wolle und geringeres Pelzwerk, die Brabanter und die Amsterdamer suchten mit ihren Laken und Heringen den Brügger den Rang abzulaufen. Skandinavische Schiffe, kleinerer Bauart und in geringer Zahl, ankerten zerstreut inmitten der Fahrzeuge anderer, reicherer Völker, denn die Dänen, die Schweden und Norweger kamen nur, um Waren zu holen, zu bringen hatten sie nichts; Bornholm allein war so glücklich, Butter senden zu können, auch wohl gemästetes Vieh, das auf den reichen Weiden, die Eigentum des Erzbischofs von Lund waren, trefflich gedieh. In geringeren Massen lieferte Schweden sein vorzügliches Eisen,

Nemund genannt, das später einen sehr bedeutenden Handelsartikel bildete. Auch von Finnland kamen Schiffe mit getrockneten Fischen.

Den eigentümlichsten Anblick aber gewährten die Ufer der Mottlau, denn hier waren die weitgedehnten Stapelplätze für die Waren, die der unternehmende Danziger Kaufmann in die fernsten Gegenden der bekannten Welt ausführte, nämlich Holz und Getreide.

Aus Rußland, Litauen und Polen wurden diese Gegenstände herbeigeschafft, das Getreide in breiten, flachen Fahrzeugen, die man damals Dubassen nannte, das Holz auf und in Flößen, die den Namen Driften oder Traften führten. Außer den Danziger Händlern befaßten sich vielfach Juden damit, Holz, auch Holzasche und Getreide auf eigne Rechnung oder im Auftrage Danziger Häuser dem Seehafen zuzuführen.

Diesseit der Mottlau lag die Holzwiese, jenseit die Klapperwiese; auf jeder derselben stand eine Bude, in welcher der amtliche Besichtiger und Sortierer, der Braker, seinen Sitz hatte, welcher jedem für gut befundenen Holzstücke seinen amtlichen Stempel aufdrückte.

Langhin aufgestapelt zeigten sich auf den Wiesen die Stöße von Wagenschoß, tadellosem Eichenholz in großen Balken und Brettern, von Klappholz, kleineren Stücken von Eichen und Buchen und endlich das wertvolle Eibenholz aus den Geländen der oberen Weichsel und ihrer Nebenflüsse, das ausschließlich zu Bogen verarbeitet wurde, und besonders in England und Schottland vielbegehrt war.

An dem Ufer der Mottlau gingen die Freunde langsam hinunter und betrachteten die Fremden auf den eigentümlichen Fahrzeugen. Hier spielte ein Litauer auf einer selbst gefertigten rohen Geige wunderbar regellose Melodien, indem er selbst im Kreise seiner gelagerten Genossen dazu tanzte; dort kniete ein hübsches Polenmädchen neben dem Feuer, das sie auf einem großen Steine auf der Dubasse angezündet hatte; eine hölzerne Schirmwand hielt den Wind ab, und auf diese Wand lehnte sich ein junger Bursch, der dem flinken Mädchen behaglich zuschaute. Auf einem Floß, das augenscheinlich eben erst am Ziel seiner Reise angelangt war, kauerte ein älterer schmutziger polnischer Händler, der seinen Kaufherrn erwartete, welcher ihm die Ladung abnehmen sollte

um den Segen seines Schutzpatrons für ein gutes Geschäft zu gewinnen, betete er mit großer Hast; die Linke hielt den Rosenkranz, die Rechte suchte eifrig in dem dichten Haar der Pelzmütze, die vor ihm auf den Brettern lag.

Immer neu und wechselnd tauchten die Bilder vor den Augen der Wanderer auf und erregten besonders Konrad Flemmings ganze Aufmerksamkeit.

Als sie am Zusammenfluß der beiden Ströme standen, zeigte Ebert Lange mit stolzem Blick auf den Platz, auf dem hier und da noch einige Trümmerhaufen zu erkennen waren.

„Hier stand die Burg des deutschen Ordens,“ sagte er, „lange Jahre ist sie für Danzig eine Zwingburg gewesen, aber jetzt haben unsere Hände ihre Mauern gebrochen. Ich war noch ein Knabe, als sie im letzten großen Kriege fiel, aber selbst unsere Knabenhände arbeiteten wacker mit, die Feste unserer Feinde zu zerstören.“

Mit ernstern Blicken musterte Konrad den weiten Platz, der mit geschäftigen Menschen gefüllt war, dann wandte er sich an seinen Begleiter.

„Du hast mich,“ sagte er, „durch deine Vaterstadt geführt, du hast mir ihre Bürger und ihre Arbeit gezeigt, damit ich selber mir nach meinem Gefallen einen Platz unter ihnen suche, auf dem ich Freude an meinem Leben gewönne. Ich habe vieles gesehen, mein Freund, ich bewundere den Reichthum, das männliche Selbstgefühl, die unermüdlche Thätigkeit deiner Landsleute; aber eins ist mir klar geworden: so ehrenvoll und lohnend hier auch jede Arbeit ist, für mich ist unter allen diesen emsigen Leuten kein Platz bereitet!“

Ebert Lange ergriff die Hand des Freundes und hielt sie fest.

„Du fällst dein Urtheil zu schnell,“ erwiderte er, „der erste Eindruck dieser Welt, die dir fremd ist, verwirrt dich. Wo könnte ein so männliches Herz, ein so entschiedener Sinn, eine so rasche Hand wie die deine, einen besseren Tummelplatz finden als bei uns, wo selbst die edelsten Geschlechter, die unter ihren Mitgliedern hohe Ordensgebietiger nannten, sich der Arbeit bestreßigen und, so stolz sie sonst auch tun mögen, doch mit voller Kraft zum Besten des Ganzen wirken? Bleib

bei uns, Konrad, mein Lebensretter, und auf ausdrückliches Geheiß meines Vaters, der ein reicher Mann ist, sage ich dir, daß alles, worüber mein Vater gebietet, bereit sein wird, dir deinen Weg zu bahnen."

Lebhaft erwiderte Konrad den Druck der treuen Hand. „Bei den vielen Beweisen eurer Liebe wird mein Herz mir warm wie nie," sagte er, „doch wenn du mein Leben kenntest, würdest du mein Urteil nicht verwerfen können. Komm, hier am Flusse liegt ein Stein, der das Kreuz des Ordens trägt; hierhin verirrt sich nicht so leicht ein Schritt jener geschäftigen Menschen. Laß uns hier niedersitzen, und vernimm, welche Gescheide mich mit dir zusammenführten."

„Du erfüllst einen Wunsch, den ich nicht äußern mochte," entgegnete Ebert, und setzte sich an der Seite des Freundes auf den Stein.

Konrad stützte die Stirn auf die Hand und begann mit bewegter Stimme zu erzählen:

„Wenn du die Jahre deines Lebens zurückgehst, glücklicher Freund, so tauchen vor deinen Blicken die schönen Bilder einer frohen Jugendzeit auf; du siehst dich im fröhlichen Kreise deiner Gespielen, die Liebe deiner Eltern schützt und leitet dich, sie füllt deine eigene Brust und gibt dir Freude in vollem Maße. Wie in einem Blumengarten beginnt dein Leben, und in fröhlicher Gesellschaft, unter Scherz und Sang, von treuer Hand geführt wanderst du deinen Pfad. Von allem diesem weiß ich nichts zu sagen.

„Nicht gar fern von hier, im preußischen Hinterlande, liegt an einem einsamen See eine kleine Ordensburg, Guddenik; dort wachen meine Erinnerungen auf. Ein älterer Ritter, Franz von Brederode, war Gebieter der Feste, die von wenigen Rittern, einer Anzahl von Laienbrüdern und einem Priesterbruder des deutschen Ordens bewohnt war. Dieser Priester, Martin, war mein treuer Pfleger, er versah bei mir die Stelle der Eltern. An seiner Hand und auf seinem Arm sehe ich mich, als ich kaum gehen konnte, in seiner Klausur fand ich meine Nachtruhe, und wenn Dienstverrichtungen ihn fortrießen, dann harrete ich, zuweilen unter heimlichen Tränen, bis er wiederkehrte. Auch schlief ich wohl auf dem Steinboden seiner Zelle ein, von Müdigkeit überwältigt,

bis der gute Pater heimkehrte und mich auf mein Lager trug, das aus dem Fell eines Schafes bestand.

„Solange ich klein war, sorgte Pater Martin allein für mich; als ich in die Knabenjahre trat, nahm der Ritter von Brederode mich in seine strenge Zucht. Ich lernte jede Beschwerde erdulden, ich lernte jede Waffe führen, ich mußte ohne Sattel auf den wildesten Rossen mich halten, und dabei mußte ich jedes Wortes, jedes Winkes meines strengen Meisters gewärtig sein und ihm wie ein willenloses Werkzeug gehorchen lernen.

„Was er von mir verlangte, ging bis an die Grenze der äußersten Möglichkeit, und hätte nicht ein eiserner Körper und ein nimmer ruhender Ehrgeiz mich unterstützt, ich hätte mehr als einmal den harten Proben erliegen müssen. So aber trieb ich selbst die fast maßlosen Forderungen noch weiter; was unmöglich schien, reizte mich am meisten, und selbst die drohende Todesgefahr, die meine Tollkühnheit für mich heraufbeschwor, hatte keine andere Wirkung, als mich anzuspornen, meinen Mut und meine Entschlossenheit noch höher auf den entscheidenden Augenblick gespannt zu halten. Ich war der geheime Stolz meines Lehrmeisters, denn ein Wort des Beifalls habe ich nie von seinen Lippen vernommen, aber erst manches Jahr später habe ich eingesehen, daß dieser Weg der Erziehung mich nur zu Roheit und Rauflust hätte führen können.

„Es war ein Glück, daß auch ein anderer Einfluß sich geltend machte. Pater Martin rief mich in seine Klausur, wenn ich mit dem Ritter von Brederode heimkehrte, er las mir aus seinen Büchern vor, er unterwies mich eifrig in den Wissenschaften. Zuerst drückte mich die ungewohnte Last, bald aber verstand ich die Schönheiten der geistigen Welt zu erfassen, in welche Pater Martin mich einführte, und als ich in regem Eifer so weit vorgebrungen war, daß mein Lehrer mir die Pergamente in lateinischer und griechischer Sprache, die sein teuerster Schatz waren, anvertraute, da wurde meine Seele mit voller Gewalt von den wunderbaren Einflüssen ergriffen, die Pater Martin nach Kräften nährte und ergänzte, wenn sie auch oft über das hinausreichten,

was den Gesichtskreis meines ritterlichen Meisters, des Herrn von Brederode, begrenzte.

„Du mußt nämlich wissen,“ fuhr Konrad vorsichtiger und indem er beobachtend seine Augen erhob, in seiner Erzählung fort, „daß Pater Martin einen guten Teil seiner besten Jahre im böhmischen Lande zugebracht hatte —“

Der Brauer nickte dem Freunde lächelnd zu. „Sprich ohne Scheu,“ sagte er, „auch ich habe die Hussiten kennen gelernt, und in Danzig gibt es manchen, der sich längst mit ihrer Lehre befreundet hat; wir reden nicht öffentlich davon, aber diejenigen unserer Priester, die sich gänzlich unter polnischem Einflusse halten — und deren sind leider nicht wenige — fühlen mit großem Verdruß das Wehen des neuen Geistes, bei dem ihre wohlgepflegten Bäume sich so wenig behaglich fühlen.“

„Es freut mich,“ entgegnete Konrad, „daß unsere Anschauungen auf diesem Felde nicht von einander abweichen. Ich lernte schon früh durch Pater Martins Unterweisungen einsehen, was Irrtum und was betrügerisches Menschenwerk in dem Treiben der Geistlichkeit war, und die reine Wahrheit stellte sich dadurch um so heller vor mein Auge. Pater Martin sagte mir, daß die hussitischen Lehren innerhalb des Ordens mehrfach verbreitet seien, und daß der Hochmeister Heinrich von Nichtenberg selber ihnen keinen offenen Widerstand entgegensetze.“

„So floß mein Leben einförmig und einsam dahin. Von dem stürmischen Wogenschlage des großen Krieges, der die Grundfesten des mächtigen Ordens erschütterte, ihn seiner Zweige und seines besten Schmuckes beraubte und seine Kraft, wie es scheint, für immer gebrochen hat, blieb unsere abgelegene Gegend fast gänzlich unberührt. Kurz vor dem unglücklichen Frieden zu Thorn starb Pater Martin; ich betrauerte ihn aufs tiefste und fühlte mich nun doppelt einsam, denn jede Gelegenheit, mein Herz zu erschließen, war mir nun genommen. Die Untätigkeit, zu der ich verurteilt war, wurde mir immer unerträglicher, denn ich war dem Alter entwachsen, in welchem Waffenübung auf dem Burghofe, Reiterspiel und Jagd das Leben auszufüllen

vermögen. Ich fühlte die Stärke meines Armes, und ich sehnte mich nach mannhafter That.

„Einst kehrte ich aus den Wäldern mit einem erlegten Hirsche heim; ich trug ihn auf meinen Schultern und ließ mein Roß ledig nebenher laufen. Auf dem Burghofe warf ich meine Beute nieder.

„Da trat mein Gebieter zu mir, neben ihm erblickte ich einen fremden Ritter, einen stattlichen Mann in reiferem Alter. Seine Erscheinung gewann sogleich mein Herz, und auch ich mußte ihm nicht unwillkommen erscheinen, denn er schaute mich lange und prüfend an, und ich werde nie vergessen, mit welchem bewegten Ausdruck sein Blick auf mir ruhte.

„Konrad,“ sagte der Gebieter unserer Burg, „geh und bereite dich, morgen in der Frühe wirst du mit diesem Herrn, dem Ritter von Stahleck, die Burg Guddenik verlassen.“ Nach diesen Worten wandten beide sich um und ließen mich allein.

„Große Vorbereitungen hatte ich nicht zu treffen. Ich ging zum Grabe des guten Pater Martin und betete für das Heil seiner Seele, wie ich das jeden Abend tat; ich brachte meinen Freunden, den großen Hunden und den Pferden ein reichliches Futter und damit waren meine Zurüstungen beendet. Am nächsten Morgen in der Frühe trabte ich nach einem kurzen, aber herzlichen Abschiede von meinem bisherigen Gebieter mit meinem neuen Herrn, dem Ritter von Stahleck, nach Westen. Wohin wir zogen, wurde mir nicht vertraut.

„Wir durchschnitten in scharfer Eile das polnische Preußen und gönnten uns nur die notwendigste Ruhe; ich bemerkte sehr bald, daß mein Herr einen heftigen Haß gegen jeden Polen in seinem Herzen trug; ich fand das ganz natürlich, denn die falschen Polen hatten dem Orden seine furchtbare Niederlage bereitet; mein Herr, der das Kreuz des Ordens auf seinem Mantel und seinem Panzer trug, mußte seine Feinde hassen. Ich haßte sie auch, und ich hasse sie noch.

„Ohne längere Rast ritten wir bis nach Mergentheim an der Tauber, einer Komturei des Ordens. In fröhlicher Stimmung kam ich dort an, von den Strapazen der langen Reise war ich völlig unberührt

geblieben, denn im Vergleich mit Guddenik war mein Tagewerk mir ein leichtes gewesen.

„Am Tage nach unserer Ankunft sagte mir mein Herr, ich habe die Probe, auf die er mich gestellt, zu seiner Zufriedenheit bestanden; er sei willens, mich als seinen Knappen bei sich zu behalten, wolle mich zuvor aber fragen, ob ich auch gern bei ihm bleiben und mit ihm nach Italien ziehen wolle.

„Mit Freuden sagte ich zu, er reichte mir gütig die Hand, die ich lebhaft ergriff, und von diesem Augenblicke an war zwischen uns beiden ein Bund geschlossen, den nur der alles vernichtende Tod wieder lösen konnte.“

Eine kurze Weile schwieg Konrad und schaute in wehmütiger Erinnerung über den belebten Strom in die blaue Ferne hinaus, dann nahm er seine Erzählung wieder auf:

„Mir war es, als sei nun ein ganz neues Leben für mich angebrochen. Nach kurzem Aufenthalt, während dessen mein Herr eifrig und heimlich mit dem Ordenskomtur unterhandelte, traten wir den Zug nach Italien an, der eine unerschöpfliche Fülle der reichsten Bilder in stetem Wechsel vor mir auftat.

„Und nun das wunderbare Venedig erst selber! Wie ein Trunkener stand ich in dem bunten Volksgewühl, in den mit stolzer Pracht geschmückten Kirchen, an dem Strande des Meeres, dessen Wellen meine Blicke, meine Gedanken folgten, bis alles sich in der dämmernden Ferne verlor, in der meine Einbildung den entgleitenden Faden weiter spann; denn groß und lebhaft erwachte nun in meiner Seele so manches Bild, das Pater Martins treue Hand in der Einsamkeit der fernen nordischen Burg fest und wahr in mein Gedächtnis eingezeichnet hatte.

„Fünf Jahre lang blieben wir im Ordenshause zu Venedig, in dem vormals die ersten Meister des Ordens ihren Sitz hatten, bis Siegfried von Feuchtwangen die schöne italienische Stadt verließ und an die Ufer der Rogat zog, wohin der Vorteil des Ordens ihn gebieterisch rief.

„Mir blühte manche Freude in der fremden Stadt. Meines Herrn Güte gewährte mir jeden Lebensgenuß, den ihm selber die Ordens-

regel, die er streng einhielt, untersagte. In manchem Turnier, mit voller Ritterrüstung angetan, brach ich meine Lanze; die gefeiertsten Helden der venezianischen Ritterschaft sah ich als Gegner mir gegenüber, ich habe manchen von ihnen bügellos gemacht, und bin keinem gewichen.

„Mein Herr stand und schaute mir zu, wenn die Trompeten mich zum Kampfe riefen, denn ihm selber gestattete die Ordensregel ja kein fröhliches Waffenspiel; nur im blutigen Kampfe durfte er gegen den wirklichen Feind sein Schwert erheben, und nur mit scharfer Lanze gegen den Feind anreiten. Wenn sein Blick auf mir ruhte, dann dünkte ich mich unüberwindlich, und wenn der Tag mir nach heißem Ringen Ehre bescherte, dann zeigte sich wohl ein freundliches Lächeln auf dem Antlitze, das sonst nur die Wohnstatt tiefen Ernstes und schmerzlicher Entsagung zu sein schien.

„Dieser ewig unveränderlich dunkle Schatten auf dem Antlitze meines Herrn, dieses trauervolle Entsagen jedes frohen Lebensgenusses, dem doch nur ein tiefes geheimes Weh zu grunde liegen konnte, bedrückte auch mein Herz, doch ich wagte nicht zu fragen.

„Nur ein einziges Mal öffneten günstige Umstände meine Lippen.

„Neben dem Ordenshause lag ein kleiner schattiger Garten, der die Aussicht auf das Meer bot. Unter seinen dichten Bäumen war ich an einem heißen Tage entschlummert. Im Schlaf fühlte ich eine Hand sich auf meine Stirn legen, ich schlug die Augen auf und sah meinen Herrn über mich gebeugt, auf seiner Wange schimmerte eine volle Träne.

„Dieser Anblick rührte mich selber aufs tiefste. Flehend bat ich ihn, er möge mir seinen Kummer vertrauen, den ich auf seinem Antlitze gesehen, so lange ich ihn kenne; mir blute mein Herz, ihn stets so traurig zu sehen, und wenn es eine Hilfe für ihn gäbe, so wolle ich gern mein Leben für ihn einsetzen.“

„Was mich bedrückt,“ entgegnete er, „das zu lindern steht in keines Menschen Macht, denn vor Menschenwort tun die Gräber sich nicht wieder auf: ich kann auch keinem mein Leid vertrauen, am wenigsten aber dir!“

„Ich ließ nicht nach, ihn zu bitten, und es schien mir, als schwanke er. Doch dann wandte er sich mit Entschiedenheit um. „Still,“ sagte er zu mir, „ich habe schon zu viel gesagt; frage mich nie wieder.“ Mit diesen Worten verließ er mich, und eine ähnliche Gelegenheit bot sich nicht wieder.

„Der Ordenskomtur in Venedig, Johann von Wolthausen, hielt meinen Herrn in hoher Achtung. Er sandte ihn oft aus, wenn es sich um eine wichtige Angelegenheit handelte, und da ich der stete Begleiter meines Herrn war, so lernte ich manche schöne italienische Stadt kennen. Mehrmals waren wir in Rom, den heiligen Vater und sein Leben habe ich öfter mit Augen geschaut.

„Hätte dieses Leben fortbauern können, ich würde für mich so bald nicht ein anderes gewünscht haben. Wenn mein Herr nur bei mir war, so war mir alles andere recht.

„Doch das furchtbare Verhängnis, das mein ganzes Glück zerstörte, nahte nur zu bald.

„Am letztvergangenen Allerheiligentage war es ein Jahr, da befand ich mich mit meinem Herrn in Rom. Es handelte sich damals um eine Sendung an den Patriarchen von Jerusalem, die von hoher Wichtigkeit für den Orden war. So viel ich davon erfuhr, galt es, alte Ansprüche des Ordens bei dem Patriarchen geltend zu machen.

„Bei dem bitteren Haß, den die Türken gegen die Christen tragen und bei ihrer großen Macht war die Sendung höchst gefährlich. Mein Herr unterzog sich derselben bereitwillig, ja mit Freudigkeit, und ich wäre mit ihm ja bis ans Ende der Welt gegangen. Durch die Vermittlung des heiligen Vaters wurde uns von dem Sultan Muhamed sicheres Geleit zugesagt, drei andere Ritter des deutschen Ordens, zwei Dolmetscher und mehrere Diener, zusammen elf Bewaffnete, begleiteten uns. Wir bestiegen ein Schiff, das uns nach langwieriger Fahrt in den Hafen von Joppe brachte. Dort wollte man uns gefangen sehen, aber nachdem wir unsern Geleitsbrief, vom Großwesier auf Befehl des Sultans unterzeichnet, vorgewiesen, gab man uns fünfzig Spahis unter Anführung eines Sandschakbeg, die uns sicher nach Jerusalem brachten,

und uns erst verließen, nachdem sie uns unter den Schutz des in Jerusalem herrschenden Aga Murad gestellt.

„Dem Patriarchen schien unsere Sendung wenig zu behagen; obwohl er uns auf das zuvorkommendste empfing und für unser Unterkommen freigebig sorgte, zeigte er keine Lust, die Forderungen meines Herrn zu bewilligen. Es schien mir, als suche der Patriarch durch die ausgefuchtesten Verlockungen meinen Herrn für sich zu gewinnen, und nach dem, was warnende Stimmen uns über den falschen Sinn des Patriarchen zuflüsterten, mußten wir bei der unbeugbaren Redlichkeit meines Herrn einen schlimmen Ausgang befürchten.

„Zwei Monate hielt man uns in Jerusalem fest; dann zeigte sich der Patriarch plötzlich gefügig, versprach allen Forderungen gerecht zu werden, händigte meinem Herrn die nötigen Urkunden ein, und jetzt endlich konnten wir an die Heimreise denken. Die Gefühle, mit denen ich die heilige Stadt verließ, waren ganz andere, als die, mit welchen ich sie begrüßt hatte. Ein heftiger Groll erfüllte meine Seele; ich hatte feilen Eigennuß und schändliche Lüge gefunden, wo ich hohe Redlichkeit erwartet hatte. Aber ich sollte noch erfahren, daß mein unbefangener Blick nicht entfernt in die Tiefe des Abgrundes gedrungen sei, in dem menschliche Verruchtheit sich verbergen kann.

„Murad Aga, der uns mancherlei Beweise seiner Gunst gegeben, bewilligte uns abermals fünfzig türkische Reiter zum Geleit. Wir zogen aus den Thoren, mein Herr ritt einen prachtvollen arabischen Hengst, den Murad ihm für einen geringen Preis verkauft hatte; ich führte als Waffe eine herrliche Damaszenerklinge, das letzte Geschenk meines gütigen Herrn.

„Am vierten Morgen verließen wir das Städtchen Kirjath Enab, in dem wir übernachtet hatten, und näherten uns der Gebirgsgegend, die mehrere starke Tagereisen lang bis Njalon reicht. Gegen Mittag kam ein berittener Krieger des Aga uns nachgesprengt, 'er beehrte den Anführer unserer Bedeckung zu sprechen, rief ihm hastig einige Worte zu, die wir nicht verstanden, und überreichte ihm, in rote Seide gewickelt, ein Stückchen Pergament, das wohl einen schriftlichen Befehl des Aga enthalten mußte.

„Dem Führer unserer Bedeckung war die Bestürzung auf dem Gesichte zu lesen. Er rief unsere Dolmetscher zu sich, verhandelte eifrig mit ihnen, und schickte sie dann zurück. Sie kamen, bleich und verwirrt, und teilten uns mit, was sie gehört.

„Der Patriarch von Jerusalem, dem es jedenfalls darum zu tun war, die Urkunden, welche mein Herr trug, wieder in seinen Besitz zu bringen, hatte dem Aga plötzlich angezeigt, er habe nachträglich in sichere Erfahrung gebracht, daß wir nicht Abgesandte des deutschen Ordens, sondern verkappte Venezianer seien, die auf Kundschaft in das Land gekommen wären. Dabei mußt du wissen, Ebert, daß Sultan Muhamed keine schlimmeren Feinde hatte, als die Venezianer, mit denen er noch jetzt einen blutigen Krieg voll der scheußlichsten Grausamkeiten führt. Oft hatten wir, während wir uns in Venedig aufhielten, erzählen hören, mit welchen gräßlichen Qualen der Sultan die gefangenen Venezianer langsam hinschlachten ließ.

„Es war also ein Streich der listigsten Teufelei, wenn der Patriarch uns für Venezianer ausgab, und dem Aga blieb unter diesen Umständen, wenn er dem grausamen Sultan gegenüber seinen eigenen Kopf wahren wollte, nichts übrig, als uns sofort niederhauen zu lassen, und in der That hatte der Berittene dem Führer unserer Bedeckung diesen Befehl überbracht.

„Hätte der türkische Anführer uns nie zuvor gesehen, so würde er seinen Reitern mit der größten Kaltblütigkeit den Befehl, uns niederzuschüßeln, erteilt haben. Aber drei Tage lang hatten wir dasselbe Brot zusammen gegessen, wir hatten unter seinem ausdrücklichen Schutze gestanden, und von einem solchen Verhältnisse sofort in offene Gewalttat überzugehen, dünkt dem Muselman stets ein bedenkliches Unternehmen, dem er, wenn er irgend kann, aus dem Wege geht, um nicht die heiligen Pflichten zu verletzen, die sein Glaube ihm dem Gaste gegenüber auferlegt. So sorgsam er des Gastes wartet, so wild ist seine Leidenschaft gegen den Verräter, dem er nicht die geringste Schonung angedeihen läßt.

„Statt den Befehl, der ihm geworden, sogleich zu vollziehen, ließ der Anführer — Mustafa war sein Name — uns durch die Dolmetscher

die bestimmte Erklärung abverlangen, daß wir weder Venezianer noch Freunde derselben seien; könnten wir dies versichern, so wolle er uns zum Aga nach Jerusalem zurückführen, um diesen über unser Schicksal entscheiden zu lassen.

„In unserer schwierigen Lage blieb uns kaum eine Hoffnung, daß der Kampf vermieden werden könne, und noch weniger konnten wir hoffen, daß im Falle eines Kampfes, selbst wenn wir uns des ersten Angriffes erwehren, uns der Weg zur Heimat aus diesem feindlichen Lande offen bleiben würde.

„Die Dolmetscher wurden zurückgesandt mit dem Auftrage, in der vorsichtigsten Weise unser Verhältnis zu den Venezianern zu erörtern und aufs nachdrücklichste zu versichern, daß wir keinerlei feindselige Absichten gegen die Türken hegten. Ich hörte meinen Herrn in seiner großherzigen Weise noch den Dolmetschern gebieten, sie sollten des Patriarchen schonen.

„Doch keine Vorsicht konnte mehr die Folgen des schändlichen Verrates abwehren. Sobald unser Dolmetscher nur die ersten Worte gesprochen, aus denen Mustafa vernahm, daß die Venezianer unsere Freunde seien, zog er wütend seinen Säbel und hieb einen der Dolmetscher nieder, und nun stürzten die Türken unter gellendem Geschrei auf uns ein.

„Ein verzweifelter Kampf entbrannte. Unsere Diener fielen in kurzer Zeit unter den Klängen und den scharfen Pfeilen der Feinde, aber die Ritter bewiesen, daß der hohe Ruf ihrer Tapferkeit kein eitler sei. Hart neben meinem Herrn, der wie ein Bär in der Herde unter den Feinden aufräumte, schwang ich meine Klinge, und nicht ohne Erfolg. In wildem Ringen warfen wir uns bald hierhin, bald dorthin, die Feinde, so rasend sie auch ansprengten, sanken in ihr Blut, und als auch Mustafa mit gespaltener Stirn vom Rosse stürzte, jagten die letzten Feinde unter widrigem Geheul davon.

„Vorläufig waren wir gerettet, doch nur ein einziger Ritter lebte noch außer meinem Herrn und mir; rings um uns her lagen die Körper unserer Feinde und unserer Freunde auf dem Blutfelde.

„Der heiße Tag und die furchtbare Anstrengung hatten unsere

Kräfte erschöpft. Mein Herr nahm den Helm von seinem Haupte, um frische Luft zu schöpfen, da erhob sich neben ihm ein verwundeter Türke mit Bogen und Pfeil halb vom Boden; die Sehne schwirrte, und der Pfeil durchbohrte die ungeschützte Kehle meines lieben Herrn. Das Schwert entfiel seiner tapfern Hand, er sank vom Kofse; mit meinen Armen fing ich ihn auf, bettete ihn sanft auf die Erde und wollte seine Rüstung lösen.

„Sanft wehrte er es mir. „Ich fühle es,“ sagte er mit schwacher Stimme, „daß der Tod mir naht; höre meine letzten Worte. Verzweifle nicht, mein Konrad! Nimm meine Urkunden und was du sonst bei mir findest, suche in die Heimat zu gelangen und bestelle du meine Botschaft. Dann eile nach Danzig, bete bei St. Adalbert, er möge dir beistehen, und verlaß die Stadt nicht eher, als bis du wenigstens ein Jahr dort verweilt —“ ein Strom von Blut, der aus seinem Munde brach, zerschnitt seine Rede; ich sah, wie er sich mühte, noch mehr zu sagen, aber sein Auge brach, noch ein letzter Druck seiner Hand, dann sank sein Haupt zurück.

„In diesem entseßlichen Augenblicke war es mir, als erhelle ein Lichtstrahl von oben meine Seele; „mein Vater!“ rief ich verzweiflungsvoll, ohne selbst zu wissen, was ich sprach. Doch wie ein seliges Lächeln flog es über die Züge des Sterbenden, und dieser Ausdruck wich nicht wieder, als sein Antlitz auch schon starr geworden war. Ich konnte den Glauben nicht von mir weisen, daß ich in diesem Augenblicke die Wahrheit gefunden, und noch jetzt glaube ich, daß der Gefallene mein Vater war, daß sein entfliehender Geist mein Wort noch vernahm, und daß jenes letzte Lächeln die bestätigende Antwort war.“

Überwältigt von dem Übermaß der schmerzlichsten Erinnerungen schwieg Konrad. Ebert sah, wie helle Tränen über die gebräunte Wange des Freundes rannen. Schweigend ergriff er die Hand des Gefährten und hielt sie mit festem Druck gefaßt. Konrad fuhr fort:

„In meinem verzweiflungsvollen Schmerze war mir die einzige Stütze der letzte Auftrag des Sterbenden, daß ich seine Urkunden in die Hand des Komturs Kiefers solle. Diesen Auftrag zu erfüllen,

überwand ich selbst meinen heißen Schmerz. Ich durchsuchte den leblosen Körper aufs sorgfältigste; ich fand die Urkunden, eine bedeutende Summe Geldes, ein zierliches Geldtäschchen nach Frauenart, und um den Hals des Gefallenen gewunden eine goldene Kette, daran hing die Hälfte eines zerbrochenen Ringes.

„Alles, was ich gefunden, nahm ich zu mir; die Kette mit dem zerbrochenen Ringe schlang ich um meinen Hals und habe sie seit jenem Augenblicke stets getragen.

„Mit Hilfe des einzigen noch lebenden Genossen grub ich meinem Herrn ein Grab und bestattete ihn unter Tränen und heißem Gebet. Gern hätten wir auch die übrigen unserer getöteten Gefährten beerdigt, doch wir mußten auf unsere Rettung denken; wir legten jedem drei Hände voll Erde auf die Brust und sprachen ein Gebet für seine Seele, das andere gaben wir dem Heiland und den Heiligen anheim.

„Auf den Rat meines Gefährten entledigten wir den Mustafa und einen seiner Krieger der weiten türkischen Gewänder und zogen sie über unsere Rüstungen, vertauschten den Helm mit dem türkischen Turban und legten den Rossen die Sättel der gestürzten Türkenpferde auf; ich nahm den edlen Hengst meines Herrn zu mir, er leistet mir noch jetzt treue Dienste.

„Nach Joppe durften wir uns nicht wenden, man hätte uns sicher erkannt. Wir schlugen sogleich den Weg nach Norden ein. Unter den härtesten Mühseligkeiten, mehr als einmal dem Tode nahe, gelangten wir nach wochenlangem Umherirren nach Affon. Dort bewog unser Gold einen ägyptischen Schiffer, uns nach Alexandria zu führen, und von dort trug ein venezianisches Schiff uns der Heimat zu.

„Sobald ich die Urkunden in die Hand des Komturs zu Venedig niedergelegt und ihm Bericht erstattet hatte, trat ich meine Reise nach Danzig an.

„Das übrige weißt du.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit war der Brauer den Worten seines Gefährten gefolgt, und als dieser schwieg, saß Ebert noch immer sinnend da. Endlich sprach er:

„So viel ich auch alle Verhältnisse unserer Stadt, die mir seit

meiner Jugend aufs genaueste bekannt sind, von allen Seiten erwäge, so will es mir doch nicht gelingen, irgend etwas aufzufinden, was auf eine Spur zur Erklärung dessen leiten könnte, was du mir soeben mitgeteilt. Eine Familie von Stahleck ist hier gänzlich unbekannt, aber ich erinnere mich, diesen Namen am Rhein gehört zu haben. Vielleicht stammt deine Mutter aus unserer Stadt, vielleicht lebt sie noch jetzt in unserer Mitte, denn die Fälle sind ja nicht selten, daß tapfere Männer, auch wenn sie schon vermählt waren, durch unglückliche Verhältnisse getrieben, in den Orden eintraten.“

„Du eröffnest mir eine Aussicht, welche auch meinen Gedanken seit einiger Zeit nicht fremd gewesen ist,“ entgegnete Konrad Fleming, „doch wenn ich an die tiefe, nie durch einen Freudenblick erhellte Trauer des Ritters von Stahleck denke, so fürchte ich mich fast, das Schicksal derjenigen zu ergründen, welche ohne Zweifel der Gegenstand seiner Trauer war. Lebend werde ich ihr sicher nicht begegnen, denn die Worte meines Herrn, als ich in jenem Garten zu Venedig um Auskunft flehte, deuteten doch zu entschieden auf eine Verstorbene hin.“

„Mir fällt noch etwas anderes ein,“ erwiderte Ebert. „In unserer Stadt führt jede Familie auch neben dem Wappen noch ein besonderes Zeichen, die Hausmarke genannt, das aus wenigen Strichen zusammengesetzt und doch eigentümlich in seiner Art ist. Der Kaufmann zeichnet mit dieser Marke seine Waren; auf allen Fässern meines Vaters siehst du dieses Zeichen, das ich hier in den Sand schreibe: , das

Dreieck mit den durchgezogenen Seiten, der Fuß quergestrichen, und links oben ein schräger, nach unten laufender Querstrich. Zeigt der zerbrochene Ring, den du trägst, nicht ein ähnliches Merkmal?“

Der Gefragte schüttelte das Haupt. „Nach solchen Erkennungszeichen habe ich auch bereits gesucht,“ versetzte er, „doch meine Mühe war umsonst; eine völlig glatte Hälfte eines starken Reifes hängt an der goldenen Kette, deren feine Glieder untereinander gänzlich gleich sind. Wenn nicht ein glücklicher Zufall hilft, so vermag ich selbst nichts für mich an diesem Orte zu tun, denn es scheint mir, als ob neben

vielen einheimischen Namen hier jährlich tausende von fremdem Klange gehört werden.“

„Die Fürbitte der Heiligen führt einen solchen glücklichen Zufall leicht herbei,“ entgegnete Ebert Lange, „laß uns nicht vergessen, ihre Hilfe für uns zu gewinnen. Doch komm nun, ich weiß am Langen Markt ein Haus mit kühlen Weinen, ein Becher oder zwei werden uns herrlich munden.“

In dem Augenblicke, als sie sich erhoben, zog ein lebhaftes Jubelgeschrei ihre Blicke nach der Weichsel hin; sie gewahrten ein stattliches Schiff, das mit allen Spuren einer langen Seefahrt an Bug und Tauwerk heimkehrte und in stolzem Flaggen Schmuck den Landungsplatz anlief.

„An der Flagge mit dem zweifachen Ordenskreuz erkenne ich, daß das Schiff einem Danziger gehört,“ bemerkte Konrad Flemming, „kannst du mir den Eigentümer nennen?“

Der Brauer lächelte. „Siehst du am großen Mast, ganz zu oberst, die Flagge, die im blauen Felde eine silberne Krone zeigt? Merke dir dieses Zeichen, es wird dir öfter als irgend ein anderes in Danzig begegnen; alles, was dieses Zeichen trägt, ist Eigentum des Johann von Schauen. Er ist der reichste und stolzeste Herr in unserer Stadt, und doch möchte ich nicht mit ihm tauschen.“

„Lebt er nicht glücklich in seinen Verhältnissen?“ fragte Konrad Flemming, indem er das reich beladene Schiff mit den Blicken verfolgte.

Ebert entgegnete: „Er ist Witwer, kinderlos und der letzte seines Stammes. Sieh seinen finstern, ruhelosen Blick an, und du brauchst nicht weiter zu fragen, ob sein übergroßer Reichtum ihn glücklich macht.“

Das Schiff drehte bei, an schweren Ketten rasselten die Anker nieder; die Freunde wandten sich und gingen dem Mittelpunkte der Stadt zu.

Als sie den Langen Markt erreicht hatten und Ebert Lange, dem die Strahlen der warmen Maisonne die Schweißperlen auf die Stirn gelockt, eben mit behaglichem Lächeln auf das Haus deutete, in

dem die erwartete Erquickung ihnen zuteil werden sollte, hörte er lebhaft seinen Namen rufen. Ein Ratsdiener nahte mit eiligen Schritten.

„Wartet ein wenig!“ rief er schon aus der Entfernung, „Ihr müßt mir Auskunft geben.“

„So viel Ihr wollt,“ versetzte der Brauer, indem er seinen Weg fortsetzte, „aber ich spreche kein Wort, bevor ich nicht meine lechzende Kehle angefeuchtet habe. Kommt mit uns, es wird für Euch wohl ein frischer Trunk abfallen.“

„Ei, mich fangt Ihr nicht,“ entgegnete der Ratsdiener, der nun bei den Freunden eileglühend anlangte, „Ihr wollt mich in ein Tanzhaus führen, da Ihr wißt, daß ich in keinem Tanzhause irgend einen Mann vor den Rat laden darf, und wenn es in König Artus' Hofe wäre. Laßt mich deshalb mein Geschäft hier erledigen. Könnt Ihr mir —“

„Ich kann nichts, bevor ich nicht getrunken habe,“ unterbrach Ebert den Boten des Rates und eilte mit verdoppelten Schritten dem Hause zu, dessen Eingang schon ganz nahe war.

„Haltet doch!“ rief der Bote, „nachher könnt Ihr trinken, soviel Ihr wollt. Sagt mir nur —“

„Henneke,“ rief der Brauer, „wißt Ihr denn schon, was dem Johann von Schauen soeben begegnet ist?“

„Dem Herrn Johann von Schauen?“ versetzte der Ratsdiener Henneke erschreckt, „was ist es mit ihm? Redet doch!“

„Seine spanische Galeide ist soeben wohlbehalten angelangt,“ erwiderte der Brauer, „wollt Ihr eine Tonne Honig kaufen, so eilt, daß Ihr zum Hasen kommt!“ Und mit einem raschen Sprunge erreichte der Brauer die Thür des Tanzhauses, überschritt die Schwelle und wandte sich lachend gegen den Boten um, der sich mit ärgerlicher Miene überlistet sah.

Doch Konrad Flemming war noch zurück; Henneke vertrat ihm den Weg.

„Erbarmt Euch meiner!“ rief er, „holt Euren Begleiter aus dem Hause dort zurück und veranlaßt ihn, daß er mir Auskunft gibt

über einen Fremden, Namens Konrad Flemming; ich muß ihn binnen einer Stunde lebendig oder tot vor den Herrn Bürgermeister Falk schaffen!“

„Ihr seid ein strenger Diener Eures Herrn,“ entgegnete Flemming, „doch schafft mich lieber lebendig hin, denn ich bin der, den Ihr sucht.“

Mißtrauisch fragend schaute Henneke bald den einen, bald den andern der Freunde an. Aber Ebert Lange kam, sobald er die Botschaft vernahm, aus dem Hause zurück.

„Es ist die Wahrheit,“ sagte er mit ernstem Gesichte, „dieser ist Konrad Flemming.“ Er wandte sich an den Freund: „Wenn Herr Heinrich Falk dich ruft, dann wirst du selbst deinen Durst zähmen müssen, und ich hoffe, daß dir in seinem Hause etwas widersfahren wird, was die beste Würze für einen kühlen Becher in meines Vaters Hause sein wird. Henneke, geleitet meinen Freund, sobald Herr Heinrich Falk nicht mehr seiner bedarf, zu meines Vaters Hause. Laßt mich heute abend auch einmal Euer Bierfaß schauen, ich glaube, es gibt einen hohlen Klang.“

Hennekes verdrießliche Miene hellte sich merklich auf. „Es ist gut,“ sagte er, „daß Eure Hand eben so offen wie Euer Mund lose ist. Ich werde Euch Euren Freund richtig abliefern. Nun aber laßt uns eilen!“

Ebert Lange trat in das Weinhaus; Henneke führte in dem raschesten Schritte, den seine Amtswürde ihm erlaubte, seinen Schutzbefohlenen über den Langen Markt der Langgasse zu, nicht ohne sich zuweilen umzusehen, ob der Fremde auch folge.

Konrad Flemming schritt in gespannter Erwartung durch die belebte Straße. Mehr aber als an die gebietende Person des ersten Bürgermeisters dachte er an die holde Mädchengestalt, die ihm in diesem Augenblicke in ihrer ganzen Anmut wieder vor die Seele trat. Heute hatten Hedwigs rosige Lippen für ihn gebetet — ob ein glücklicher Zufall ihm auch heute wohl den lieblichen Anblick gönnen würde, der gestern sich so tief in sein Herz geprägt, daß es lauter schlug, so oft er daran gedachte? Nach allen Fenstern sandte er seine hellen Blicke als

Kundschafter aus, denn er wollte seinen Begleiter nicht fragen, in welchem Hause Herr Heinrich Falk wohnte.

Unter solchen Umständen achtete er wenig auf die malerische Schönheit des Weges, den er zurücklegte. Zu beiden Seiten der Langgasse erhoben ansehnliche Gebäude eine schmale Giebelfront; die meisten trugen reichen Schmuck von Steinmetzarbeit oder Stuck. Vor jeder Haustür zeigte sich ein flacher Vorbau, mit breiten Steinplatten belegt, Beischlag genannt; durch mehrere breite steinerne Stufen stieg man zu den Beischlägen empor, überschritt dieselben und stand vor dem Haupteingange des Hauses.

Alle Beischläge waren mit einer Brüstung von Stein oder Eisen umgeben, die in den geschmackvollsten Formen ausgeführt war. Die massiven Steinsäulen an den Treppenwangen waren mit großen Steinkugeln, mit Würfeln, die auf einer Ecke standen, auch wohl mit Tierfiguren gekrönt, die auf das Wappen des Erbauers und ersten Bewohners Bezug nahmen.

Da die Beischläge stets bedeutend breiter waren als die Treppen, so ließen sie zur Rechten und zur Linken einen Raum frei, der im Sommer gern mit hohen Blumen und mit Bäumchen in großen Kübeln besetzt wurde. Die schönen Maitage hatten die meisten Bewohner bereits veranlaßt, ihrem Beischlage wieder den grünen Schmuck zu verleihen, und im hellen Sonnenschein gewährte die Straße eine so reiche Abwechslung der Formen und der Farben, daß zu einer andern Zeit Konrads Blicke sicherlich anhaltend davon gefesselt worden wären.

Etwa in der Mitte zwischen dem Rathause und dem hohen Tore lag linker Hand ein stattliches Haus, dessen Beischlag aufs sorgsamste mit wohlgepflegten Zitronenbäumchen in geschnitzten Holzkübeln besetzt war. Hier wohnte Herr Heinrich Falk. Der Ratsdiener blieb an der Treppe des Beischlages stehen und ersuchte seinen Begleiter, in das Haus einzutreten.

Konrad Flemming überschritt die Schwelle und stand in einem geräumigen, etwas dunklen Hausflur. Er blieb einen Augenblick stehen und schaute sich erwartungsvoll um, ob nicht vielleicht die Ersehnte sich zeigen wolle.

Doch niemand erschien. Von einer großen Thür im Hintergrunde tönten Männerstimmen herüber; deutlich glaubte Konrad die des Rathsherrn Johann Sidinghausen zu erkennen. Er schritt auf diese Thür zu und ging hinein.

An der Seite des Hausflurs im Halbdunkel lag die breite Treppe, welche zu dem zweiten Stock hinaufführte. Schon nach wenigen Stufen zeigte sich ein Absatz, von welchem aus die Treppe sich wandte; an diesen Absatz stieß eine Thür, durch die man zu einem langen schmalen Vorgemach gelangte.

Als Konrad in das große Gemach eingetreten war, öffnete sich leise diese Thür, eine weibliche Gestalt schlüpfte vorsichtig hindurch und blieb eine geraume Weile lauschend an der Treppe stehen, dann stieg sie mit leichten Schritten die wenigen Stufen hinab und trat auf den Beischlag, wo sie ihre Lieblinge, die Zitronenbäumchen, betrachtete und jedes welke Blatt abpflückte, das an den Winteraufenthalt in der dumpfen Stube erinnerte.

Auch manches volle grüne Blatt wurde von der weißen Hand achtlos gebrochen — Hedwigs Gedanken waren ja nicht bei den glänzend grünen Blätterkronen; ihr Köpfchen neigte sich lauschend ein wenig nach vorn, und nur diejenigen Bäumchen hatten sich in diesem Augenblicke ihrer Aufmerksamkeit zu erfreuen, die unmittelbar neben der Thür standen.

Nun schreckte sie leise zusammen und huschte eilig in das Haus; in demselben Augenblicke öffnete sich auch die große Thür und Konrad erschien. Auf dem Hausflur standen die beiden schönen Gestalten einander gegenüber.

„Ich weiß,“ flüsterte Hedwig, „daß auch Ihr morgen zur Marienburg ziehen werdet. O schützt meinen Vater mit Eurer tapferen Hand, ich flehe Euch dieserhalb von ganzem Herzen an! Da, nehmt und tragt es immer bei Euch, es wird Euch ein starker Schutz sein. Die gnadenreiche Gottesmutter geleite Euch!“

Bevor noch Konrad antworten konnte, war Hedwig verschwunden; in seiner Hand hielt der junge Mann eine goldne Kette, die ein Mutter-

gottesbildchen trug. Rasch schlang er sie um seinen Hals und verbarg sie unter dem Gewande.

„Neben dem zerbrochenen Ringe das Bildnis der Gebenedeiten,“ flüsterte Konrad vor sich hin, „mir soll es eine freudige Vorbedeutung sein. O du süßes Engelsantlitz! Ja dein Kleinod wird mir ein mächtiger Schutz sein, denn es wird unüberwindliche Kraft in meinen Arm gießen. Gefegnet sei diese glückliche Stunde, sie hat mich reich beschenkt!“

Er verließ das Haus und erreichte unter Henneskes sührer Führung bald darauf das Haus des Brauers Lange in der Heiligengeistgasse.

Ebert stand harrend an der Thür und zog den Freund rasch in das Gemach, in dem die Bücher und Rechnungen des Hauses sich befanden; der Schreiber hatte es jetzt, um die Mittagsstunde, gerade verlassen.

„Nun?“ fragte er gespannt den Freund.

Konrad lächelte, sein Auge strahlte; er entgegnete: „Noch heute werde ich als Bannerträger der Stadt Danzig bestallt werden, morgen ziehe ich als Anführer der Ratswache mit dem ersten Bürgermeister nach Marienburg, und du, mein Freund, sollst auch gewappnet mitziehen, ich habe es versprochen!“

Kräftig schlug Ebert in die dargebotene Rechte ein.

„Das danke ich dir mit Freuden!“ erwiderte er, „und nicht einen Finger breit wollen wir den Polen weichen!“





Fünftes Kapitel.

Marienburg.

Am nächsten Morgen, als kaum ein bleicher Schimmer des Frührots den Himmel über dem frischen Haß zu färben begann, legte am hohen Tore zu Danzig die Zugbrücke sich rasselnd über den tiefen Graben, der an der Stadtmauer sich hinzog, und eine Schar von gewappneten Reitern, hundert an der Zahl, alle vom Scheitel bis zur Zehe in Stahl gehüllt, verließ die Stadt und schlug den Weg unterhalb des Hagelsbergs am St. Gertrudenstift vorüber nach Süden ein. An der Spitze des Zuges ritten der Bürgermeister Heinrich Falk und der Ratsherr Peter von Süchten; beide waren in voller Amtsstracht, der Ratsherr mit der Gnadenkette des Polenkönigs Kasimir III. geschmückt; an ihr war das Bild des königlichen Schirmherrn der preußischen Städte befestigt, und Peter von Süchten trug es heute noch mehr zur Schau als sonst; wahrscheinlich hoffte er, es solle ihm zum wirksamen Schutz gegen die wilden Scharen des Polenfürhers Johann Jasnicki dienen.

Unmittelbar hinter dem Bürgermeister ritten Konrad Flemming und Ebert Lange. Die Krieger der Ratswache, die nun folgten, waren nur zum Teil Danziger Stadtkinder; die größere Hälfte bestand aus angeworbenen Söldnern, die man Rütters nannte. Die besondere Ehre, in der Ratswache zu dienen, wurde nur den tapfersten und zuverlässigsten Kriegern gewährt. Diejenigen, welche heute mit Konrad Flemming nach Marienburg ritten, waren der Führung des jungen

Helden würdig. Mancher unten ihnen hatte sich ehrenvolle Narben bereits in dem dreizehnjährigen Kriege geholt, in dem von 1454—1466 die preussischen Städte die drückende Herrschaft des deutschen Ordens abwarfen.

Kein Hindernis hielt die Reise auf, die mit guten Pferden in rascher Gangart zurückgelegt wurde; auch der Weichselübergang bei Dirschau vermittels des großen Fährbootes verursachte keinen langen Aufenthalt.

Eine Stunde vor Mittag erreichten die Reiter die Rogatbrücke an der Südseite der Marienburg. Hier war Vorsicht geboten; denn als im Sommer des Jahres 1410 nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg die Polen gegen Marienburg anrückten, hatte der tapfere und entschlossene Komtur Heinrich von Plauen von den steinernen Bogen der Brücke die mittleren zerstören lassen, und seit jener Zeit war diese Lücke nur durch einen Holzbau überbrückt, der in Bezug auf Festigkeit sehr viel zu wünschen übrig ließ.

Die Polen in Marienburg hatten es unterlassen, die Brücke zu besetzen, obwohl sie Gründe genug dafür gehabt hätten. Langsam, nur zwei und zwei Reiter nebeneinander, überschritten die Danziger das unsichere Bauwerk. In dem stark besetzten Brückenkopfe am rechten Ufer der Rogat fanden sie eine kleine Schar polnischer Krieger aufgestellt, die sich vor den beiden Herren in der vornehmen Amtstracht ehrerbietig verneigten und sie nebst ihrem Gefolge durchließen, ohne nach ihrem Namen und nach ihrem Begehre zu fragen.

Herr Heinrich Falk ritt an der Spitze seiner gewappneten Begleiter geradewegs zur Burg hinauf, die mit ihren weitgedehnten Befestigungen und Prachtbauten auf einer mäßigen Anhöhe neben der Rogat lag. Nicht einmal das eigentliche Burgtor, den Zugang zu dem Hochschlosse, hatten die Polen besetzt; doch umringten hier zahlreiche Krieger die Ankommenden und begleiteten sie neugierig gaffend auf ihrem ferneren Wege durch die engen düstern Zickzackgänge des Hochschlosses bis zu dem Tore, das den Zugang zu dem prächtigen Mittelschlosse bildete. Hier war in früheren Zeiten der Wohnsitz der Hochmeister, jetzt hatte Johann Zasnicki von den hohen Sälen Besitz genommen. Auf

drei Seiten umschlossen die Gebäude des Mittelschlosses einen weiten freien Platz, dessen vierte, südliche Seite durch das Hochschloß abgegrenzt wurde.

Das Thor der Mittelburg war geschlossen und mit Wachen besetzt, die auf die gebieterische Weisung des Bürgermeisters sogleich öffneten.

Vor dem großen Portal des Haupthauses ritten die Danziger auf. Schon hatte der polnische Oberst von ihrer Ankunft gehört; in Begleitung mehrerer Hauptleute seines Heeres erschien er auf dem Schloßhofe. Als er sah, welche Gäste er vor sich hatte, begrüßte er die Fremden mit großer Unterwürfigkeit; während er mit den schmeichelndsten Dankesworten für die große Ehre, die ihm widerführe, die Herren einlud in das Schloß einzutreten, überzählte er rasch die Zahl der Bewaffneten und richtete die beweglichen Blicke lauernd auf den Bürgermeister und den Ratsherrn, um womöglich im voraus zu erforschen, ob sie Gutes oder Schlimmes brächten; das letztere befürchtete er, sonst wäre er nicht so unterwürdig gewesen. Johann Jasnicki war sich sehr wohl bewußt, daß er die Weisungen seines Königs weit überschritten hatte; er wußte auch, daß Kasimir ihn nie tadeln würde, wenn er durch seine Überschreitungen Vorteile gewann, daß aber sein königlicher Herr seine ganze Ungnade auf ihn werfen würde, wenn seine eigenmächtigen Thaten unglücklich verliefen.

Zuerst galt es hier also vorsichtig zu sein und nichts zu verderben, bis man wußte, wie man stand. Sich hochmütig zu erheben, dazu war nachher immer noch Zeit.

Der Bürgermeister und der Ratsherr stiegen von den Rossen; Jasnicki trat sogleich zu Flemming und Lange, in denen er die Führer der Geharnischten erkannte, und lud auch sie zuvorkommend ein, den Herren gefälligst zu folgen, für ihre Krieger solle aufs beste gesorgt werden.

„Gestattet uns, Herr,“ entgegnete Konrad fest und ruhig, „daß wir zuerst sehen, wo unsere Begleiter untergebracht werden, und dann von Eurer gütigen Einladung Gebrauch machen.“

Der Pole nickte; „Man sieht, daß Ihr ein sorgsamer Hauptmann

seid," erwiderte er, „tut nach Eurem Begehr. He, Dzomba!" — einer der polnischen Hauptleute sprang dienstfertig herbei — „fragt die Herren, wo sie wohnen wollen, und ordnet alles nach den Befehlen unserer Gäste." Ein rascher Wink, der kaum bemerklich dem Hauptmann gegeben wurde, sagte diesem alles, was der Oberst jetzt mit Worten nicht aussprechen konnte.

Auch Herr Heinrich Falk nickte seinem Begleiter beifällig zu, dann durchschritt er mit dem Rathsherrn die hohe Thür und stieg die Treppe hinauf, die breit und bequem zu den überaus prachtvoll gewölbten Hallen emporführte.

Der Hauptmann wandte sich an Konrad Flemming.

„Hier oben sieht es ein wenig wild aus," sagte er kriechend, „denn alles liegt hier voll von unserm Volk, es mangelt gänzlich an Platz; doch in der Stadt, am Markt unter den Lauben wohnen feine Bürger, die sich's eine Freude sein lassen werden, ihre Landsleute aufzunehmen und so gut zu bewirten, wie sie's gewohnt sind. Ich werde sogleich selber mitgehen und —"

„Spart Euch diese Mühe," versetzte Konrad kurz, „unsere Herren bleiben im Schloß, folglich bleiben wir auch im Schloß, und da Ihr angewiesen seid, Euch nach unsern Anordnungen zu richten, so erlaubt, daß ich mir selber ein Quartier ausuche. Freilich habe ich noch nie einen Fuß in diese Burg gesetzt, aber mit ihren Räumlichkeiten bin ich nicht so ganz unbekannt. Führt mich zu dem Saale, den die deutschen Ritter, welche diese Burg erbauten, ihren Konventsremter nannten."

Berächtlich zuckte der Pole mit den Achseln. „Ich verstehe Eure Worte nicht!" sagte er gereizt, „Herr über die Marienburg ist des Königs von Polen Majestät; uns kümmert nicht, wie die Besiegten redeten!"

„Wenn Ihr mich nicht verstehen wollt, so werde ich selber suchen," erwiderte Flemming. Er stieg vom Rosse und schritt, nachdem er sich prüfend umgeschaut, auf eine große, weiter nördlich gelegene Thür zu. Mit einem lauernden, schadenfrohen Lächeln folgte ihm der Hauptmann Dzomba.

Flemming öffnete die schwere und feste Thür; eine hohe, weite

Halle tat sich auf, kühn stiegen die Kreuzgewölbe empor, von drei schlanken Pfeilern getragen; vier große Fenster in Spitzbogen ließen eine Fülle von Licht in den weiten Raum strömen. Dieses Licht aber fiel auf Haufen von modrigem Stroh und Unflat, es beleuchtete die befedelten Wände, die zerstoßenen Pfeiler, es zeigte grell ein unsauberes Gefäß, welches von Lehm und Holzstücken in der Südostecke des Saales zusammengeflickt war.

„Nun, gnädiger Herr,“ fragte der Pole höhnisch, „wollt Ihr mit Euren Getreuen in diesem anmutigen Zimmerchen übernachten?“

Die Stimme des jungen Mannes bebte vor Schmerz und Ent-rüstung, als er entgegnete: „In diesem hohen Saale ist so mancher Held aus- und eingegangen, dessen Name leuchtend wie das Licht des Himmels war. Ich denke, wir werden nicht unwürdig sein, den Raum zu besetzen, in dem der gefangene Polenkönig Jagello gnadeflehend zu den Füßen des Hochmeisters Winrich von Kniprode lag. Schafft den Unrat hinaus, wir bleiben hier!“

Mit ihren Speeren scharrtten die Krieger das Stroh und den Schutt zusammen und reinigten den weiten Raum, so gut es sich tun ließ. Von einem großen Haufen Stroh, der auf dem Schloßhofe lag, trugen sie eine genügende Anzahl von Bündeln herbei und beschütteten den ganzen Saal damit. Dann zogen sie ihre Pferde hinein und stellten sie an den Holzkrippen auf, welche die Wände entlang aufgestellt waren; noch blieb ein ansehnlicher Raum zum Lager für die Krieger frei.

Als die Danziger ihre Zurüstungen begannen, war Hauptmann Dzomba plötzlich verschwunden.

Während Flemming in dieser Art mit den Seinigen von dem Konventsremter Besitz nahm und sich dadurch ein vortrefflich gelegenes Quartier in der unmittelbaren Nähe der Gesandten sicherte, führte der polnische Oberst seine Gäste in den Saal, der ehemals der kleine Remter hieß; auch diese Halle war, so wie jedes einzelne Gemach des ganzen Mittelschlosses, aufs schönste gewölbt. Hier speiste ehemals der Hochmeister mit seinen vornehmen Gästen; ein schrankartiger Vorbau in der

Nordwand gestattete, daß die Speisen leicht und ohne Geräusch durch ihn in das Gemach gebracht werden konnten.

Auch der Pole hatte hier das Mahl herrichten lassen. Die Tische waren beladen mit dem reichsten Silbergeschirr, dessen auffallend ungleichartige Formen diesen ganzen Reichtum als geraubtes Gut von geplünderten Edelstücken bezeichneten; nicht einmal die Wappen, die vielen Gefäßen eingegraben waren, hatte man entfernt.

In dem Nebenzimmer, „Meisters BohnGemach,“ redeten die Gäste mit dem polnischen Obersten auf eine ernste Weise, bevor das Mahl hergerichtet war. Die gebietende Persönlichkeit des Bürgermeisters, das vornehme Wesen des Rats Herrn mit der vielbedeutenden Gnadenkette und das Bewußtsein der eigenen Übergriffe, der vielfachen Erpressungen und Gewalttaten, die Jasnicki und seine Banden besonders in der Umgegend von Konitz verübt hatten, raubten dem polnischen Obersten gänzlich seine gewohnte Reckheit, und wiewohl er alle seine Gewandtheit und seine aalglatte Geschmeidigkeit ins Spiel zog, so suchte er doch nur vergebens sich dem eisernen Griffe zu entwinden, mit dem Herr Heinrich Falk ihn gefaßt hielt.

Denn der Bürgermeister verlangte von dem polnischen Obersten, daß dieser die schriftlichen Befehle des Königs Kasimir vorlegen solle, in denen er angewiesen wurde, mit seinem Kriegsvolk die preußischen Städte zu besetzen; da Jasnicki diese Befehle nicht vorlegen konnte, weil er sie nicht besaß, so verlangte Herr Heinrich Falk, daß Jasnicki sofort die Stadt Marienburg räumen, in dem Schlosse nur eine mäßige Besatzung zurücklassen und sich mit seinen Truppen ohne Aufenthalt auf dem nächsten Wege in das Königreich Polen begeben solle. Geschähe dieses alles nicht so, wie es verlangt würde, so drohte der Bürgermeister sofort den Rats Herrn zum König nach Krakau zu schicken, er selber aber würde nach Danzig zurückkehren, die bewaffnete Macht dieser Stadt und der Nachbarstädte aufbieten und mit Gewalt erzwingen, was seinen Worten nicht gewährt würde. Alle Verantwortlichkeit für die Folgen dieser erzwungenen Gewalttaten solle Jasnicki tragen. Auch unterließ der Bürgermeister nicht darauf hinzuweisen, daß der neue Hochmeister in Königsberg dem polnischen Oberherrn den

Lehnseid verweigert habe und sich zum Kampfe gegen den König Kasimir rüste, und daß unter diesen Verhältnissen Jasnicki sehr leicht einen großen Kriegsbrand entzünden könne, wenn er sich nicht gutwillig füge.

So in die Enge getrieben, sagte Jasnicki seinen Abzug zu, denn nur unter dieser Bedingung hatte der Bürgermeister eingewilligt, an dem Mahle teilzunehmen, das man gerade aufgetragen hatte.

Nachdem Jasnicki feierlich versprochen, sich den Anordnungen des Bürgermeisters fügen zu wollen, verschob man die übrigen noch zu verhandelnden Punkte auf den Nachmittag, und trat in den kleinen Remter ein.

Kurz zuvor hatte Konrad Flemming, nachdem er mit Ebert Lange verabredet, daß dieser bei den Kriegern bleiben sollte, sich aufgemacht, um sich zu dem Bürgermeister zu begeben.

Seine Rüstung hatte Konrad im großen Remter abgelegt. Er stand nun in einem reichen Waffenrock von dunkelblauem Sammet da; auf dem Haupte trug er ein Barett von gleicher Farbe, mit einer weißen Feder geschmückt; die Hüften umgürtete das breite Sarazenen-schwert. Wohlgefällig lächelnd schaute Ebert dem Freunde nach, denn keinen schönern Mann konnte man sich denken, als Konrad war.

Verschiedene Zugänge leiteten in das Innere des Schlosses. Konrad wollte in die große Thür eintreten, welche Jasnicki für den Bürgermeister geöffnet hatte; doch er zog die Hand von der schweren Klinke wieder zurück, ging einige Schritte weiter und öffnete eine zweite Thür.

Mehrere Stufen führten in einen hellen Hausflur; als Konrads Schritte laut wurden, öffnete sich eine Thür am Ende des Ganges, mit rascher Bewegung trat eine junge Polin hervor; beim Anblick des Fremden blieb sie plötzlich überrascht stehen. Dann trat sie näher, indem sie die dunklen, blitzenden Augen unverwandt auf dem Antlitz des Fremden weilen ließ.

„Was führt deine Schritte hierher, schöner Junker?“ fragte sie, „wer bist du und was begehrt du?“

Freundlich erwiderte Konrad: „Ich bin der Anführer der Geharnischten, welche die Danziger Gesandten hierher begleiteten. Doch sage mir, schmuckes Kind, wer bist denn du?“

„Nenne mich Wladiska,“ entgegnete die Polin, indem sie noch näher trat, „nimm die Versicherung, daß ich aus edlem Geschlechte stamme und daß ich nicht mit meinem Willen hier bin. Frage nicht weiter, ich bitte dich; es ist genug, daß ich mein Schicksal kenne, erspare mir die Qual es auszusprechen.“

„Ich bin ein Mann und weiß mein Schwert zu führen,“ versetzte Konrad, „wenn du von edler Herkunft und unglücklich bist, so vermag ich dir vielleicht zu helfen!“

„Du mir helfen?“ erwiderte Wladiska hastig, „o dieses Wort hat ein Engel des Himmels dir auf die Lippen gelegt! Sage mir, kommst du als Freund oder als Feind zu uns?“

„Jetzt noch als Freund,“ entgegnete Konrad, „von Johann Zasniki wird es abhängen, ob ich als Freund oder als Feind scheiden werde.“

Die Polin ergriff die Hand des Fremden und wollte ihn mit sich fortziehen. „Folge mir!“ sagte sie, „ich führe dich an einen Ort, an dem niemand uns belauschen wird, als der Wind, der um die Zinnen dieser Burg weht. Dort sage mir, ob du mich retten willst.“

„Ich will dich schützen, soviel ich vermag,“ erwiderte Konrad, „doch wie es mir scheint, wird verborgen bleiben müssen, was ich für dich tun werde. Man erwartet mich bei den Gesandten, führe mich jetzt zu ihnen, überlege dir, was wir tun können, und sage es mir in einer anderen Stunde. Wo treffen wir uns wieder?“

„Danach frage nicht,“ versetzte Wladiska, „ich werde dich zu finden wissen, mag es über oder unter der Erde sein. Meine ganze Seele gerät in Aufruhr, wenn ich bedenke, daß ein Ketter mir naht, und mir schwindelt, wenn ich mir sage, daß du mich retten willst. Ich werde an dich denken in jeder Minute, schöner Junker. Wie soll Wladiska dich nennen, wenn ihre Gedanken ihr von dir erzählen wollen?“

„Konrad ist mein Name,“ entgegnete der Gast, „sei verschwiegen,

Wladiska, und wenn du kannst, so geleite mich zu dem Saale, in dem Jasnicki seine Gäste bewirtet; gewiß kennst du einen anderen Weg, als den durch die große Pforte vom Schloßhose aus.“

„Niemand soll dich sehen,“ erwiderte Wladiska, „folge mir, und denke nicht, daß ich dich wieder lasse, bevor du mich gerettet hast!“

Sie lauschte einen Augenblick. „Alles ist still!“ flüsterie sie, „die Alte ist noch nicht wiedergekehrt. Nun schnell!“

Durch mehrere hohe Gemächer, in denen reiche Kleidungsstücke auf Stühlen und Ruhebetten bunt umhergestreut waren, zog sie den Fremden hinter sich her. Flemmings Auge forschte genau nach allen Merkzeichen dieses Weges.

Zwei mächtige Schränke von geschnitztem Eichenholz standen in dem einen der Gemächer. Die Polin öffnete hastig einen derselben, drängte ihren Begleiter hinein und schloß hinter ihm die schwere Thür, dann hörte Konrad sie rasch erteilen und auf eine rufende Stimme antworten.

Ein frischer Luftzug berührte ihn; er tappte in der Dunkelheit um sich und bemerkte, daß er sich vor einer engen Wendeltreppe befand. Er stieg behutsam hinauf, es wurde Licht, durch eine schmale unverschlossene Türöffnung schaute er auf die breite, herrliche Halle, welche sich im zweiten Stock des Schlosses von Osten nach Westen durch den ganzen Bau zieht und den Zugang zu dem großen Remter bildet. Die Wendeltreppe setzte sich nach den Zinnen hinauf noch fort. Neben sich bemerkte Konrad eine breite Thür, hinter welcher er laute Stimmen und Geräusch von Tafelgeschirr und den Klang von Gläsern vernahm.

Er öffnete und trat in den kleinen Remter, gerade in dem Augenblicke, als Jasnicki die Danziger Herren zur Tafel führte.

Sichtlich überrascht begrüßte der polnische Oberst den ritterlich schönen jungen Mann und bat ihn, seinen Platz an der Tafel neben ihm zu nehmen.

Gleich darauf erschienen in prächtiger Kleidung nach höfischer Sitte zwei polnische Hauptleute, kraftvolle, feste Gestalten; Jasnicki stellte sie den Gästen als die beiden Brüder Wladislaus und Kasimir

von Bronikowski vor, und bezeichnete sie lächelnd als die tapfersten seines Heeres.

Die Wägel an der Tafel wurden eingenommen; die Tischgesellschaft bestand nur aus drei Deutschen und drei Polen.

Die Gumpen, an Spieß gebraten, eröffnete die Mahlzeit. In den Gumpen bestand sich eine gute Sorte des sogenannten Thornischen Landweins, die in der Gegend der Städte Mewe, Schwes, Neuenburg, Kujm und Thorn damals allgemein gebaut wurde, und den gewöhnlichen Tischwein in allen preussischen Städten, an der Tafel der Hochmeister und der polnischen Könige abgab.

Diesem einfachen Gerichte aber folgte eine ganze Reihe üppiger Speisen, an denen der spanische Pfeffer und andere dursttreizende Mittel nicht gespart waren. Die Gumpen wurden auch nicht wieder mit Landwein gefüllt, sondern der kundige Ratsherr Peter von Süchten kostete mit Kennermiene einen feurigen „Kretischen“, d. h. griechischen Wein, dessen Vorzüge zu preisen er nicht unterließ.

Die Polen taten alles, was in ihren Kräften stand, um ihren Gästen das Mahl so angenehm als möglich zu machen. Die beiden Hauptleute von Bronikowski waren unerschöpftlich in der Unterhaltung; Scherz und Witz sprudelten von ihren Lippen und waren aufs feinste geeignet, Lust zum Zechen zu erwecken; der Kretische aber strömte heimliche Glut in die Adern und umdüsterte die klaren Gedanken des Kopfes und den festen Willen der entschlossenen Brust.

Wenn der Ratsherr Peter von Süchten sich bisher schweigsam verhalten und mehr durch seine stattliche gnadenfettenbehängene Gestalt, als durch seine Taten wirksam gewesen war, so leistete er in diesem verhängnisvollen Augenblicke seinen Begleitern einen nicht geringen Dienst. Denn er allein war es, der jetzt alle Kosten der Unterhaltung und der lustigen Beche auf sich nahm und die beiden Hauptleute durch seine Trinksprüche, seine launigen Geschichten und seine abenteuerlichen Erzählungen aus fremden Ländern — denn Peter von Süchten war in jüngeren Jahren viel zur See gewesen — dermaßen an sich fesselte, daß Johann Jasnicki allein seine Angriffe gegen den Bürgermeister und den jungen Anführer der reisigen Begleiter desselben richten mußte.

breiten Klingen der Deutschen, und sowie die Freunde naheten, schlangen die Geharnischten sich auf die ledigen Rosse und vergrößerten die Wucht des eisernen Keiles, der leicht die dünnen Linien der Polen zersprengte.

Das Hochschloß war durchritten, das feste Thor erreicht, schon konnte man die Freunde im Besitz des Brückenkopfes sehen. Aber zwischen diesem Tore und der Brücke war ein Raum von mehreren hundert Schritten, und in denselben schob sich jetzt eine starke Abtheilung polnischer Krieger. Dadurch waren die beiden Haufen der Danziger getrennt; die kleinere Hälfte hielt den Brückenkopf besetzt, die größere, die Berittenen, spornte die schweren Rosse zu einem gewaltigen Vorstoß im rassenden Galopp gegen die Feinde, die den Weg sperrten.

Die ersten Reihen der Polen wurden niedegeritten, und da die Danziger, von denen jeder an den Feind zu kommen trachtete, zu beiden Seiten aufritten, so wurde der dichte Haufe der Polen, die den wuchtigen Eisenreitern keinen nachhaltigen Widerstand entgegen zu setzen vermochten, gespalten; ein Teil wurde in die mäßig breite Gasse hineingeworfen, die den Zugang zu dem Brückenkopfe bildete. Diese Gasse aber war zu beiden Seiten von hohen Mauern eingefast, die von den Befestigungen des Brückenkopfes ausliefen, und so war dieser Polenhaufe zwischen die beiden Abtheilungen der Danziger eingeklemmt. Von der Burg her drängten die Berittenen ungestüm an, vom Brückenkopfe her leistete Ebert Lange mit den Seinen hartnäckigen Widerstand, denn er durfte um keinen Preis die rasch errungenen Befestigungen aus den Händen geben.

Um sich in dieser schlimmen Lage Luft zu machen, suchten die Polen die schweren Thorflügel zuzuschlagen, die den eigentlichen Zugang zu dem Brückenkopfe sperrten, und ihrer großen Zahl gelang es. Fünfundsechzig Menschen drängten hinter jedem Flügel; das Schwert der Danziger konnte sie nicht erreichen, und ebensowenig konnte die weit geringere Zahl der vierfachen Gewalt das Gleichgewicht halten. Das Thor fiel krachend ins Schloß, die Polen erhoben ein Jubelgeheul; doch sie hatten selber ihr Verderben besiegelt, den letzten Ausweg hatten sie sich versperrt und ihr sicheres Los war nun, von den breiten Schwertern der Danziger niedergemeßelt zu werden.

Denn an Hilfe von seiten ihrer Genossen, die immer noch in hellen

Haufen von der Burg herbeiströmten, war nicht zu denken. Am Ende der ehernen Reihe der Danziger Stadtwachen hielt ihr junger Anführer mit zwei tapferen Kriegerern, die seine Seite deckten, den ganzen Raum der Gasse gesperrt. Mit furchtbarer Gewalt mähte sein Schwert die Polen nieder, sobald sie wagten, ihre gekrümmten Klingen gegen ihn aufzuheben; den Hagel von klirrenden Pfeilen schüttelte seine Rüstung ab, und auch sein edles Roß war durch die Panzerdecke gegen jede schwere Verletzung gesichert. Nach kurzer Frist drängten die Feinde nur noch scheu nach, bedienten sich ihrer Geschosse fast ohne allen Erfolg und wagten sich nicht mehr an die vernichtende Waffe des Helden heran, denn kein polnischer Anführer war unter der Kriegermenge zu erblicken; sie hielten sich sämtlich zurück, um später den ganzen Kampf als eine zufällig entstandene Kauferei bezeichnen zu können, und sich selbst von aller Mitschuld rein zu halten; im günstigen Falle waren ihnen dagegen alle Früchte des Sieges vollkommen gesichert.

Den eingesperrten Polen wurde ihre hoffnungslose Lage bald deutlich; ihr siegesgewisses Kampfgeschrei verwandelte sich in ein Angstgeheul. Einige schrieten ihre Genossen auf der anderen Seite um Hilfe an; einige rüttelten an dem Tore und suchten es wieder zu öffnen, während ihre eigene dichtgedrängte Masse das Tor noch fester schloß, als eiserne Niegel es vermocht hätten; einige warfen sich vor den schrecklichen Eisenreitern auf die Knie und jammerten, indem sie alle Heiligen der Welt anriefen, um Gnade.

Doch die Kampfeswut der Danziger, welche durch den offenkundigen Verrat auf das höchste getrieben war, fand ihre Befriedigung, und hätten die Bedrängten ja noch eine Regung von Mitleid mit den wimmernden Verrätern empfunden, so hätte jeder Gedanke an die eigene Rettung sie bis auf den letzten Funken auslöschen müssen.

Denn schon sank die Sonne hinter den Horizont, und wenn es nicht in der nächsten Stunde gelang, den Weg über die Brücke zu öffnen, so wurde die hereinbrechende Nacht das Verderben aller Deutschen.

So mähten die Geharnischten denn alles nieder, was sich vor ihren Klingen befand, und schufen sich eine blutige Bahn; die Hufe der

Schlachtrosse zerstampften die Körper der Verwundeten, die sich mit der letzten Kraft aus dem schrecklichen Knäuel zu winden und hart an den Mauern Rettung zu finden strebten.

Die fürchterlichste Verzweiflung aber erfaßte diejenigen, die noch lebend das Schicksal ihrer Gefährten anschauten und den Tod in der gräßlichen Gestalt immer näher kommen sahen. Einige hoben sich aus der Menge empor und indem sie auf die Köpfe ihrer Landsleute traten, suchten sie an den glatten Mauern hinaufzuklimmen; von andern, die sich selber dadurch heben wollten, wurden sie wieder herabgezerrt, unter die Füße getreten, zerquetscht und zerfleischt, bis die Schwerter der Danziger auch hier Luft machten, doch nur indem sie auch die, welche bisher noch standen, mit klaffenden Todeswunden zu Boden warfen, und dadurch dem Tode Schritt für Schritt näher rückten.

Von dem Brückenkopfe her donnerten die schweren Streitärte der Danziger gegen die eichenen Torflügel, daß die Eisenbeschläge brachen und die Planken splitterten und krachten. In großen Stücken flogen die Hölzer zu Boden, und als erst einige Öffnungen geschaffen waren, stießen die Danziger die hemmenden Niegel zurück, und ihren vereinten Kräften gelang es, einen Torflügel aus den Angeln zu heben und niederzustürzen.

Durch die klaffende Öffnung warfen die wenigen Polen, die dem Schwerte der Angreifer noch entronnen waren, sich in den Brückenkopf, doch nur um hier sogleich niedergeschlagen und unschädlich gemacht zu werden. Einem einzigen gelang es, auf die Brücke zu entkommen und sich über dieselbe an das jenseitige Ufer zu retten.

Die sperrende Schranke war gefallen, langsam und in der besten Ordnung wichen die Danziger zurück; in dem festen Brückenkopfe sammelten sie sich; einige von den Geharnischten traten an den Platz, den ihr Anführer bisher behauptet hatte, Fleming konnte sich nun nach rückwärts wenden und seine weiteren Befehle geben. Sie wurden sogleich ausgeführt.

Der Brückenkopf blieb besetzt, unter Ebert Langes Leitung begannen einige seiner Leute mit ihren Streitärten die Balken einzuhamern, aus welchen man den mittleren Teil der Brücke zusammengefügt hatte, und

während dieser Arbeit ritten diejenigen Geharnischten, deren man nicht bedurfte, mit den Gesandten langsam über die Brücke und setzten ihren Weg am anderen Ufer sogleich in mäßiger Eile fort.

In diesem Augenblicke sprengten aus dem Burgtore die beiden Hauptleute von Bronikowski vollständig gewaffnet und gepanzert hervor; ihnen folgte eine ansehnliche Schar von Reitern. Die Dämmerung war inzwischen so weit hereingebrochen, daß ihnen vom Burgtore aus die Arbeiten zum Abbruch der Brücke verborgen bleiben mußten.

In raschem Trabe, die Säbel in der Scheide, kamen sie heran, ihre Krieger wichen und machten ihnen Platz, bald standen sie an dem Eingange des Brückenkopfes; an dieser Stelle hatte Konrad jetzt wieder die Verteidigung übernommen.

Die polnischen Anführer hatten jedenfalls darauf gerechnet, daß sie den Flüchtigen über die Brücke folgen und sie während der Nacht einfangen oder niedermachen könnten. Als sie vom Brückenkopfe aus des Zerstörungswerkes ansichtig wurden, schrie der eine der Brüder in rauhen Worten den Anführer der Stadtwache an, er solle sofort seinen Leuten die Zerstörung der Brücke untersagen, die Eigentum des Königs von Polen sei.

Als der Klang dieser Stimme laut wurde, tönte ein gellender Angstschrei durch die Luft und zog die Blicke der Polen auf den Dominikanermönch, der mitten unter den Danzigern in der Nähe Konrads auf seinem Rosse hielt.

Das Gewand war das eines Mannes, die Stimme konnte nur einem Weibe angehören, und die Polen hatte diese Stimme erkannt. Wild rissen die beiden Hauptleute die Schwerter aus der Scheide und warfen sich mit dem Rufe: „Wladisła! Verrat!“ auf die Danziger; ihre Begleiter folgten, und die Bogenschützen sandten von ihren langen farnatischen Bogen die scharfen Pfeile auf die Brücke.

Um so furchtbarer entbrannte nun auf dem engen Raume der Kampf, da die Streiter sich jetzt an Bewaffnung und an Kräften gleich waren, denn die beiden Hauptleute von Bronikowski gehörten zu den tapfersten Kriegern des polnischen Heeres. Laut hallten die Schläge der breiten Schwerter auf den Helmen und Schilden, die Funken sprühten

durch das Dämmerdunkel, und dumpfer Aufschrei der schwer Getroffenen mischte sich in den Waffenklang; rasselnd stürzten die Geharnischten, denen ein Hieb oder Stoß von Feindeshand den Atem zerschnitt, unter die Hufe der stampfenden Kasse. Im Rücken der Danziger aber klangen Schlag auf Schlag die Aethiebe, ein Balken nach dem andern stürzte in den Strom hinab, und immer schmaler wurde der Platz, der dem Hufe eines Kasses Raum bot.

Ermattet von dem stundenlangen heißen Kampfe wichen die Danziger langsam zurück; sie räumten den Brückenkopf und nahmen ihre Aufstellung auf der Brücke, auf der kaum zwei geharnischte Reiter nebeneinander Platz fanden, ihre Waffen zu führen.

Ungestim drangen die Polen nach, die beiden Brüder an der Spitze; ihnen gegenüber stand Konrad. Mit Löwenmut und Löwenstärke bändigte er die Wut der beiden Feinde, die in rasender Anstrengung die blitzende Sarazenenklinge herrenlos zu machen suchten.

In Konrads Rücken wurde die Zahl der Seinen immer geringer, einer nach dem andern ritt über den letzten schwankenden Balken, den selbst der bleiche Strahl des Mondes, der nun am Himmel stand, nur unsicher erkennen ließ.

Schon setzte der letzte der Geharnischten an, um hinüber zu reiten, und die Danziger da drüben saßen ihre Ärzte, die letzten Trümmer in den Strom zu stürzen, schon nahte auch der Kappe mit seinem heldenkühnen Reiter der Stelle, wo bald der klaffende Raum sich öffnen sollte — da schlug an Konrads Ohr ein markdurchbringender Schrei; hart an seiner Seite hob auf der Brücke Wladiskas Gestalt sich auf schwankenden Füßen empor und streckte die Arme nach ihm aus.

Den zerhauenen Schild schleuderte Konrad dem gegenüberstehenden Feinde entgegen; mit der gewaltigsten Kraft, hoch in den Bügeln gehoben, führte er einen furchtbaren Streich auf die Halsberge des Feindes; ungeschwächt traf dieser die gefährliche Stelle, zersprengte die schützende Deckung und trennte das Haupt des zusammenbrechenden Feindes fast gänzlich vom Rumpfe. Dann riß Konrad die Polen auf sein Roß, spornte es heftig, und setzte mit einem gewaltigen Sprunge in den tiefstutenden Strom hinab.

Ihm folgten die Augen der Feinde und der Freunde, die den letzten Balken schon niedergestürzt hatten; sie sahen Roß und Reiter in den Wellen verschwinden, sie sahen ihn wieder auftauchen und kräftig dem Ufer zustreben; den herrlichen Kopf gehoben, die Rüstern schnaubend weit geöffnet, arbeitete der Hengst sich mit seiner Last zu der Stelle hin, wo rettende Genossen jubelnd aufjauchzten, als der Huf das Ufer berührte.

Konrad fühlte die Polin schwer in seinen Armen hängen. Er glitt aus dem Sattel und legte sie sanft zur Erde, er schlug das nasse Gewand zurück — im Strahl des Mondes zeigte sich ein marmorbleiches Antlitz, gebrochene Augen starrten ihn an. Er riß voll Entsetzen die Gewande von ihrem Busen — eine tiefe Wunde klappte auf der Brust, die abgebrochene breite Spitze eines Sarmatenpfeils ragte daraus hervor; das Herz schlug nicht mehr, Wladiska war tot.

Schweigend strich Konrad die langen rabenschwarzen Haare, aus denen das Wasser triefte, von der totenbleichen Stirn.

Dann faßte er die Tote in seine Arme und trug sie das Ufer hinauf, wo neben dem Wege in einer Blende ein Marienbild stand. Zu den Füßen der Heiligen gruben die deutschen Krieger mit ihren Schwertern ein Grab, betteten die Tote hinein, sprachen knieend die gewohnten Gebete, füllten die Gruft und ebneten den Platz, um dessen Schutz sie die Hilfe der Heiligen anriefen.

Dann bestiegen sie ihre Rosse und sprengten über die mondgänzenden Gefilde ihren Genossen nach.





Sechstes Kapitel.

Mairitt.

Aus seinem Hause an der Ecke der Brothänkengasse trat in der frühen Morgenstunde der Glöckner zu St. Marien, Jakobus Schwichtenberg hervor. Obwohl kein Festtag war, so hatte er doch seine Feiertagskleider angelegt und sein ehrliches Gesicht in ernste Falten gezogen. Es mußte etwas Wichtiges sein, was ihm in diesem Augenblicke zu tun oblag.

Neben seiner Haustür blieb er stehen und schaute nach der St. Marienkirche hinüber, die in jenem Jahre einen sonderbaren Anblick gewährte. Über und neben einer alten, nur mäßig großen Kirche hatte man ein neues Gotteshaus in den großartigsten Verhältnissen zu bauen begonnen, eine Kreuzkirche, zu welcher die ältere Kirche nur einen Teil des untern Kreuzesstammes hergab, wenn der ganze neue Bau einmal vollendet war. Schon stiegen die Mauern der Kreuzesarme empor, schon erhoben sich neben der alten Kirche die Wände der neuen und alles Neue zeigte in seinen mächtigen Verhältnissen, in den edlen Formen seiner Bauart, in den kühn emporstrebenden Riesenspeilern, in den kunstvollen Bogen und Wölbungen, daß die Unternehmer dieses Baues ein mannhaftes, kühnes und reiches Geschlecht voll Tatenlust und Arbeitsfreudigkeit sein mußten, da sie hier ein Werk unternahmen, das in allen Ländern deutscher Zunge nur sehr wenige seinesgleichen finden konnte.

Mit langsamen Schritten umwandelte der Glöckner die Mauern des weitgedehnten Baues, und in seinem Antlitze war es zu lesen, wie sehr

der schlichte Mann in seiner treuen Seele die Größe des Werkes empfand, das er tagtäglich fortschreiten sah, ohne hoffen zu dürfen, die Vollendung des herrlichen Gotteshauses jemals zu erleben.

Als Jakobus Schwichtenberg sich dem Eingange zum Glockenturme wieder näherte, sah er zehn kräftige junge Männer daselbst stehen, die augenscheinlich seiner harnten und ihn, als er herankam, erwartungsvoll anschauten. Er begrüßte sie, dann redete er sie an:

„Ich habe euch rufen lassen, daß ihr die Glocke Gratia Dei läuten sollt. Wißt ihr, was das heißt? Unsere Gratia Dei ist die herrlichste Glocke im ganzen preußischen Lande, und die größte unserer Stadt. Nur an den feierlichsten Tagen darf sie geläutet werden, nur wenn die neuen Bürgermeister gewählt sind, oder wenn ein Pfarrer zu St. Marien sein Amt übernimmt, oder wenn einer der genannten Herren zu Grabe getragen wird. Heute aber sollt ihr, mit des ehrbaren Rates ausdrücklicher Bewilligung, diese Glocke läuten, weil der Brauer Martin Lange heute mit seiner Familie und der ganzen Junft der Brauer einen feierlichen Gang zum St. Nikolausaltar tun will, daselbst dem Heiligen zu danken, daß er ihm zum zweitenmal seinen Sohn Ebert aus den Händen der Polen auf der Brücke zu Marienburg glücklich errettet hat. Steigt hinauf, ihr Leute, faßt die Stränge und laßt die Glocke tönen!“

Nach diesem Gebote stiegen die jungen Männer die Treppen der alten Glockenturms hinauf; Jakobus Schwichtenberg schritt zu den östlichen Mauern des Neubaues hinüber und stellte sich hier auf, um den Klang zu vernehmen, der ihm der feierlichste der Welt war.

Eine Weile horchte der Glöckner umsonst, denn es war nicht leicht, durch Menschenkraft allein die Glocke in Bewegung zu setzen, die nahezu dreizehntausend Pfund an Gewicht hatte.

Nun aber hallte der erste tiefe Ton durch die Morgenluft; ihm folgte ein regelmäßiges Geläut, ernst und feierlich, mit gewaltigem ehernem Klange, der von Schlag zu Schlag nicht erstarb; mit fast unverminderter Stärke hielt er dröhnend und jummend aus und sandte seinen mahnenden Schall über die Häuser, die Gassen und Plätze der belebten Stadt, hinaus bis an den Handelsplatz an Weichsel und Mott-

lau, wo das bunte Gewühl am lebhaftesten flutete. Jedes Ohr, das den seltenen Klang vernahm, wandte sich dem Orte zu, woher er kam, die fleißige Rechte ließ von ihrer Arbeit, die Gedanken von ihrer Rechnung, im Munde verstummte das Wort. Manchen, dessen Herz schwer war, faßten diese Glockentöne mit derselben Macht, wie den Glöckner Jakobus Schwichtenberg; mit gefalteten Händen stand er an der Kirchenmauer, die Mühe vom Haupte gezogen, den Blick empor gerichtet zu den Schalllöchern des Turmes, der unter den Bewegungen der Gratia Dei leise bebte.

Nicht lange währte es, da näherten sich die Spitzen eines stattlichen Zuges der nördlichen Kirchentür; voran schritt Martin Lange mit seiner Hausfrau, hinter ihnen ihr einziger Sohn Ebert und ihr Hausgenosse Konrad Flemming; dann schlossen sich sämtliche Brauer mit allen ihren Brauknechten an, denn Martin Lange gehörte zu den Alderleuten des Gewerks, und war der reichste Meister der ganzen Zunft.

An der Kirchentür standen die drei Priester, die den St. Nikolausaltar bedienten, bereit, und empfingen den Zug mit dem geistlichen Gruße; sie führten ihn zu dem Altare, einem der größten und schönsten der Kirche, und unterstützt von besonders bestellten Sängern begannen nun die Priester eine singende Messe, der die zahlreichen Anwesenden mit allen Zeichen tiefer Andacht lauschten.

Als die feierliche Handlung beendet war, schritt Martin Lange mit den Seinen dem Hochaltar zu, an welchem in seinem vollen Ornat der Pfarrherr, d. h. der oberste Geistliche der St. Marienkirche, Magister Matthäus Westfal harrend stand. Martin Lange trat zu ihm heran und bat ihn, indem er einen schweren Beutel auf den Altar setzte, als ein Dankopfer zweihundert Mark*) an Beitrag zum Kirchenbau entgegen zu nehmen.

Auch Konrad Flemming trat herzu und legte fünf ungarische Goldgulden auf den Altar. „Nehmt, ehrwürdiger Herr,“ sagte er, „die Gabe ist klein, doch der Wille ist redlich. Auch ich habe Grund, den Heiligen von ganzem Herzen dankbar zu sein.“

*) 1 Mark preussisch = 6 Mark Reichsmünze.

Forschend heftete der bejahrte Pfarrherr seine Blicke auf das schöne Antlitz des jungen Kriegsmannes. Ihm war es, als müßten diese ausdrucksvollen Züge alte Erinnerungen wieder in ihm aufwecken, doch vergebens suchte er den abgerissenen Faden auf eine sichere Spur zu leiten, es wollte sich kein Anknüpfungspunkt finden.

Der Pfarrherr dankte für die empfangenen Gaben, verhiess sie ihrer Bestimmung gemäß zu verwenden und entließ die Geber mit seinem Segen.

Nun begab sich der ganze Zug bis zum Hause Martin Langes in der Heiligengeistgasse zurück, dort erhielten die sämtlichen Meister eine Einladung zu einem Festessen, mittags um 12 Uhr, und die Brauknechte ein stattliches Faß Rheinwein; dann kehrten die Genossen der Familie des Brauers allein in das festlich geschmückte Wohn-gemach zurück.

Dort ergriff der Brauer die Hand seines Gastes. „Mein lieber junger Freund!“ sagte er mit großer Wärme, „Ihr habt der Stadt die größten Dienste geleistet, und sie hat, um Euch erkenntlich zu sein, Euch zum Bannerherrn gemacht, und die vornehmste Genossenschaft des Artushofes, die St. Georgenbrüder, haben Euch der Ehre halber zu ihrem Genossen gewählt und Euch für alle Eure Tage einen Platz auf ihrer Bank im Kleinen Hofe eingeräumt. Den größten Dienst aber habt Ihr mir und meiner Hausfrau erwiesen, und wir möchten Euch auch so gern erkenntlich sein. Kennt mir, ich bitte Euch, irgend ein Begehrt, das zu gewähren in meiner Macht steht, und nehmt im voraus mein Versprechen, daß alles geschehen soll, wie Ihr es verlangen werdet.“

Da spielte ein Lächeln um die Lippen des Gastes, und seine Augen richteten sich auf den Freund, der neben ihm stand.

„Euer Angebot ist mir willkommen,“ entgegnete er dem Brauer, „doch nicht eine Forderung, sondern eine herzliche Bitte spreche ich aus, deren Gewährung ich Euch anheim gebe. Dort steht Euer Sohn Ebert, mein wackerer Freund; er ist in herzlicher und treuer, erprobter Liebe der Jungfrau Katharina Lubbe zugetan; gebt sie, ich bitte Euch,

ihm zur Braut und nehmt sie als seine Hausfrau mit herzlichem Willkomm in Euer Haus auf."

Ein kurzes, banges Schweigen folgte diesen Worten; Eberts Blicke irrten flehend zu Vater und Mutter hinüber; der Alte zog sein Gesicht in ernste Falten, desto ernster, je weniger Groll sich ihm im Herzen regte; fast fürchtete er, zu nachgiebig zu erscheinen und wandte langsam das Haupt nach seiner Ehefrau herum, an ihrem Ernste seinen Widerstand zu kräftigen. Aber auf Mutter Barbaras Antlitze begegnete er einem so milden Lächeln, daß sein grollender Unmut gänzlich zu Falle kam.

"Ich habe mein Wort gegeben," entgegnete er, „und ich werde es halten.“ Damit griff er nach Hut und Stock und schritt der Thür zu.

„Aber Vater!“ sagte Ebert in freudigem Schreck, „was wollt Ihr tun?“

„Ich will die Braut holen,“ versetzte der Alte, „meinst du etwa, ich würde sie nicht finden? Oder glaubst du, deine Wege zu dem Holunderbaume wären mir ein Geheimnis geblieben? He?“ Und mit einem halbunterdrückten Lächeln schloß er die Thür hinter sich.

Fast eine ganze Stunde verging. In großer Unruhe lief Ebert von einem Fenster zum andern und schaute hinaus; er versuchte seine Lieder zu singen, er fragte die Mutter und den Freund, ohne ein Wort anzuhören, und fragte zuletzt gar die Mutter, wie teuer der Vater das letzte Malz eingekauft habe. Und alles Spähens ungeachtet hatte sein Blick dennoch die Kommenden nicht bemerkt, denn plötzlich sprang die Thür auf, und Rätchens hübsches Gesichtchen schaute ängstlich in das Gemach.

Sobald Ebert aber sie erblickte, kehrte sein ganzer Mut wieder. Mit einem Jubelruf sprang er der Geliebten entgegen und schloß sie in seine Arme; Rätchens Mutter und Frau Barbara schüttelten sich weinend die Hände; Martin Lange umarmte den Freund seines Sohnes und sagte, indem er eine Träne im Auge zerdrückte: „Das habt Ihr gut gemacht; nun hat die Sache ein fröhliches Ende gewonnen, ich hatte mich fast gefürchtet, sie anzugreifen.“

Groß aber war die Verwunderung der Frau Lubbe, als sie in Konrad Flemming den Junker wiedererkannte, der ihr das wunderkräftige Herz der Mutter Gottes zu Loreto gegeben, und noch größer war ihr Erstaunen, daß das Kleinod seine Kraft sobald bewiesen.

Das gab einen fröhlichen Schmaus an diesem bedeutungsvollen Tage! Zwischen den zukünftigen Schwiegereltern saß die schmucke Braut, strahlend in Glück und Freude, und alle die härtigen Meister nach der Reihe, soviel ihrer waren, meinten bei sich, wenn sie etliche Jahrzehnte weniger hätten, möchten sie heute auch wohl an des Bräutigams Stelle sein.

Da diese Wünsche aber nun doch nicht in Erfüllung gehen konnten, so sprachen die wackern Meister um so eifriger den Gaben des Tages zu. Und weil ein solches Gastmahl von jeher zu den wichtigsten Dingen der Welt gehört, so hat der Chronist uns den Speisezettel aufbewahrt. Zuerst, so erzählt er, gab Frau Barbara ihren Gästen Gebratenes in fünf Schüsseln, dann folgte schwarz Wildbret, „gekocht, mit Appelmus;“ das dritte Gericht waren Fische mit Zwiebeln; das vierte Gericht waren Pasteten; das fünfte Gericht war Pöckelfleisch mit Meerrettich; das letzte war Käse, Butter und Äpfel; dazu trank man zweierlei Wein und das beste Bier aus Martin Langes berühmtem Keller, das im März gebraut und ein ganzes Jahr auf Lager gewesen war.

Fünf Stunden brauchten die Gäste, um aller Gerichte Meister zu werden, dann gingen sie heim und erzählten ihren Hausehren, was sie genossen und geschaut hatten.

Räthchen aber und ihre Mutter blieben noch, denn was gab es nun nicht alles zu besprechen.

Als am tiefblauen Nachthimmel der Abendstern in feuchtem Glanze funkelte, saßen Räthchen und Ebert Arm in Arm in dem Stübchen neben dem großen Bohngemach. Bei ihnen saß Frau Barbara als Ehrenwache, doch die gute Mutter hatte den Verlobten den Rücken zugewendet und zählte die Küsse ihrer glücklichen Kinder nicht. Lächelnd hörte sie, wie im großen Bohngemach ihr Eheherr mit Frau Lubbe, der neuen Schwiegerin, sich eifrig unterredete, auf welche Weise man in diesem Jahr am würdigsten das herrliche Frühlingsfest feiere, das unter

dem Namen des Mairittes die ganze Stadt in ein Lager der Freude und der ungetrübten Luft verwandelte. Auf den nächsten Sonntag fiel das Pfingstfest; der Pfingstmontag war von uralten Zeiten her dem Mairitt gewidmet.

Als es nun Zeit zum Heimgehen war, versprachen die Alten und die Jungen einander, das Frühlingsfest aufs beste zu genießen und die gründlichsten Vorbereitungen nicht zu versäumen.

Konrad sagte nichts, aber er lächelte still für sich, denn auch er hoffte auf die Tage, auf welche die andern sich freuten.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages erließ der Rat das übliche Aufgebot zur Feier des Mairittes. Ratsdiener, hoch zu Roß, einen Kranz von grünen Blättern und Zweigen um Schulter und Brust gehangen, durchzogen die Gassen der Stadt, begleitet von einem jubelnden Schwarme jungen Volkes. An den üblichen Plätzen hielten die Reiter an, bliesen in ihre Trompeten und schufen dadurch augenblickliche Stille. Mit lauter Stimme verkündeten und geboten sie dann, nach dem Willen eines ehrbaren Rates, daß jeder Bürger sich in den Mai rüsten solle mit Harnisch, Spieß und Wehr, ein jeder nach seiner Gelegenheit zu Fuß oder zu Roß, um den Preis zu stechen in dem Rennen vor König Artus Hofe, oder nach dem Vogel zu schießen in der Junker Schießgarten am hohen Tore, um die Mittagszeit zu tafeln, und um die Abendzeit zu tanzen im Hofe des Königs Artus, mit Frauen und Jungfrauen, wie die Ordnung des Hofes es vorschreibe. Die Preise würde geben der Frauen Hand, und wer den ersten Preis im Rennen davon trüge, der sei der Maigraf für die Dauer des Festes.

Dankbarer war für die Ratsdiener keine Botschaft als diese. Wohin sie kamen, taten die Fenster sich auf und lachende Gesichter zeigten sich, Becher mit Wein und Humpen mit Bier wurden den Herolden zugereicht und von ihnen so oft geleert, daß diese Boten des ehrbaren Rates auf ihren hohen Sätzen zuletzt in bedenkliches Schwanken, und ihre Zungen in ein fröhliches Stottern gerieten.

Sobald aber die Herolde ihren Umzug vollendet hatten, begannen auch die Vorbereitungen, denn vor dem Pfingstsonntage mußte alles

vollendet sein, damit der heilige Tag nicht durch Alltagswerk entweiht werde.

Auf dem Langenmarke vor dem großen Hofe wurden die Schranken für die Stechspiele errichtet, Bäume mit Laubgewinden, mit wehenden Flaggen, mit Wappenschilden aufgerichtet; ein breiter Altan wurde erbaut und mit Scharlachtuch behangen, auf demselben nahmen die vornehmen Frauen und Jungfrauen Platz, aus deren Händen die Sieger im Wettkampf die Preise erhielten, welche der Rat, die Frauen und die St. Georgenbrüderschaft stifteten. Alle Kosten für das Stechspiel trugen die St. Georgenbrüder ganz allein, auch lieferten sie den Kämpfern, die sich meldeten, Rosse und vollständige Bewaffnung mit Harnisch, Helm, Schild und Speer, die sie in der Zwischenzeit von einem Fest zum andern in ihrem Versammlungshause, dem sogenannten Kleinen Hofe, dem Rathause gegenüber, zum Schmuck der Wände aufhingen.

Während sich der Sache gemäß an den Stechspielen nur die kampfeskundigen Mitglieder der ritterlichen Geschlechter oder besonders dazu geladene Gäste, auch Fremde, beteiligten, eilten zu dem Bogelschießen am Nachmittage alle Schützen der Stadt herbei, die den Preis zu gewinnen begierig waren. Der Schauplatz dieser Spiele war der große Garten, den die Artusgenossenschaft zwischen dem Hohen Tore und dem Strohturme besaß. Da er für gewöhnlich nur den Mitgliedern der St. Georgenbrüderschaft geöffnet war, die nach dem Brande des Kleinen Hofes im Jahre 1476 sich hier auch ihr Gesellschaftshaus erbauten, so bedurfte es zur Feier des Maifestes besonderer Vorbereitungen in dem Garten, die von den beiden Alderleuten der Brüderschaft angeordnet wurden. Alderleute der St. Georgenbrüder aber waren in diesem Jahre Herr Heinrich Falk und Herr Johann von Schauen.

Mit regem Eifer wurde alles, was erforderlich war, hergerichtet, und am Sonnabend vor Pfingsten in der Mittagstunde konnten die, welchen die Arbeiten oblagen, die beiden Alderleute einladen, das vollendete Werk in Augenschein zu nehmen.

Gegen die Abendzeit schritt Herr Heinrich Falk den Weg von seinem Hause in der Langgasse zum Hohentor hinab; neben ihm ging Hedwig, seine Tochter, sein sorgsam behütetes Lieblingskind, nachdem der Tod

ihm seine beiden hoffnungsvollen Söhne, den einen in dem Freiheitskampfe, den andern durch Schiffbruch genommen hatte.

Neben dem Schießgarten innerhalb der Stadtmauer wandelten zahlreiche Einwohner der Stadt auf und ab, und schauten über die hohe grüne Weißdornhecke in den geschmückten Garten hinein. Der Freund traf da den Freund, man stand und lachte und plauderte, man grüßte die Vorübergehenden und rief ihnen scherzend ein kurzes Wort nach.

Mit freundlichem Gruß durchschritt der Bürgermeister den summen Schwarm; sein Antlitz war heute besonders heiter, der Feier des Mairittes hatte der rüstige Herr sich stets mit besonderer Vorliebe hingegen und in seinen jungen Jahren manchen Dank aus der Frauen Hand gewonnen.

Mit scharfem Blick musterte er, wie er zu tun gewohnt war, die Umstehenden und nickte den näher Bekannten zu. Jetzt blieb er stehen und reichte seine Hand einem der Anwesenden entgegen; Konrad Flemming war es, der in Johann Eidinghausens Gesellschaft da stand; beide schlossen sich dem Bürgermeister an und begleiteten ihn. Konrad zeigte, daß ihm die feine Sitte nicht fremd war, denn indem er dem Ratsherrn den Platz an des Bürgermeisters Seite ließ, trat er an die andere Seite zur Rechten Hedwigs, welche nun inmitten der Männer ging.

Wie pochte Konrads Herz, als er so unerwartet an der Seite der hohen, schlanken Gestalt dahinschritt; seit dem Tage, an welchem er Hedwig im Hause ihres Vaters sah, war er ihr nicht wieder begegnet, auch hatte sein Auge sie nicht geschaut, so oft er auch an ihren Fenstern vorüberschritt. Sein Herz war ihm so voll; er wollte so vieles sagen und er konnte keine Worte finden; auch Hedwig schwieg, doch die Blicke, die sich einmal flüchtig trafen, redeten auch ohne den Laut der Lippen eine bedeutsame Sprache.

Dicht neben dem Hohentore, als Eingangshalle des Schießgartens, war ein anmutiges Sommergemach erbaut; an der Gartenseite desselben stand eine breite, ästereiche Linde; von diesem Platze aus über sah man den ganzen Garten bis zum Strohturm hin. Der Bürgermeister blieb hier stehen, der Ratszimmermeister Gerhard Hausfeld trat zu ihm und

stattete Bericht ab; die drei Herren vom Räte besprachen das Geschaffene, Konrad blieb einige Schritte mit Hedwig zurück.

In der grünen Linde, unter der duftigen Krone zwitscherten die Vögel, und die Frühlingslüfte säuselten in den Zweigen; leise flüsterten die maigrünen Blätter, als wollten sie einander Kunde zutragen von der Sonne des Lenzes und der frischen Lebenslust.

„Ich kannte den Garten noch nicht, den die St. Georgenbrüder nun auch mir geöffnet haben,“ begann Konrad zu reden, „doch mir scheint, kein Ort in der Stadt und was ich von ihrer Umgegend geschaut habe, könnte anmutiger sein, vielleicht mit Ausnahme der Stelle, an welcher St. Adalberts Kapelle unter den Eichen steht.“

„Unter dieser Linde ist mein Lieblingsplatz,“ erwiderte Hedwig schüchtern; „als ich noch ein Kind war, habe ich hier oft mit meinen Brüdern gespielt, und als sie fortzogen und nicht wiederkehrten, habe ich unter der Linde manche Stunde um sie geweint und der schönen Zeit gedacht, als sie noch bei mir waren.“ Ihre Stimme stockte und kaum hielt sie die Träne zurück, die in ihrem Auge schwamm.

„So erinnert Euch der schönen Zeiten, die Euch hier zuteil wurden,“ entgegnete Konrad bewegt, „und vergeßt nicht, daß vielleicht noch manche Stunde voll Glück und Freude Euer harret, das Leid zu versüßen, das Euch so bitter und so früh traf. Das schönste Fest des Jahres wartet unser, der Frühling schenkt uns seinen hellsten Sonnenschein dazu; Ihr werdet doch auch auf dem Festplatze sein, wenn die Lanzen splintern und die Männerherzen pochen, die den Dank aus schöner Hand begehren?“

Hedwig lächelte. „Wollte ich auch daheim bleiben,“ sagte sie, „diesmal dürfte ich es nicht. Denn Ihr sollt wissen, daß es bei uns hier in Danzig Gebrauch ist, daß zum Mairitt die Tochter des ersten Bürgermeisters, sobald sie erwachsen, die Preise ausstellt. Am dritten Samstage vor Allerheiligen bin ich siebzehn Jahre alt geworden, nun soll ich am Pfingstmontage auf dem Altan sitzen und soll Schild, Kette und Spangen spenden; ich fürchte mich doch vor dem Tage, auf den ich mich so lange gefreut habe. Aber laßt mich's wissen, werdet Ihr auch reiten?“

„Wie könnte ich einem Kampfe fern bleiben, bei dem ein Preis aus Eurer Hand winkt?“ entgegnete Konrad, „ich werde zugegen sein, wenn die Gewappneten in die Schranken reiten, und wenn ich je gewünscht habe, das Glück möge mir hold sein, so wird es in jener Stunde sein.“

„So möchte ich wünschen,“ versetzte Hedwig in der lieblichsten Unbefangenheit, „daß es mir vergönnt sein möge, den besten Preis dem Helden zu verleihen, dessen tapferes Schwert mir den teuren Vater in der höchsten Not errettete!“

Konrad behielt nicht Zeit, eine Antwort zu geben, denn eine plötzliche Bewegung wurde unter dem Volke laut und glühend vor Eile trat der „Ratsläufer“, d. h. der amtliche Briefbote zwischen den Hansestädten und der Stadt Danzig in das Gemach und fragte, schon ehe er es durchschritten hatte, nach dem Bürgermeister, dem er ein großes Schreiben überreichte.

„Ein Brief von unserm wackern Seehauptmann, dem Ratsherrn Bernhard Papst,“ sagte Herr Heinrich Falk, „laßt sehen, was er so eilig schreibt.“

Er öffnete und las, und ein heller Freudenstrahl flog über sein Antlitz. „Gute Botschaft für den Mairitt!“ rief er, „Paul Benecke hat auf offener See zwei feindliche Schiffe gekapert, und in dem einen den Lordmayor von London, Thomas Rook, gefangen genommen. Ich muß aufs Rathhaus! Wollt Ihr mit unserm kampfesmutigen Freunde statt meiner den Garten besichtigen, Herr Sidinghausen? Vergeßt auch nicht die Schranken und den Altan vor dem großen Hofe. Lebt wohl, bis der Ratsdiener Euch zur Sitzung entbietet!“

Er faßte die Hand seiner Tochter und schritt mit dem Läufer eilig davon; kaum vermochte Konrad noch Hedwigs flüchtigen Gruß zu erfassen.

„Das nenne ich vortreffliche Zeitung! Das wird ein fröhliches Mairitt sein!“ rief der Ratsherr.

„Sagt mir doch,“ erwiderte Konrad Flemming, „wer ist Paul Benecke? Ich hörte seinen Namen einmal flüchtig nennen, erzählt mir von ihm, ich bitte Euch.“

„Mein Freund,“ versetzte der Ratsherr, „redet leise, wenn Ihr in Danzig sagt, daß Ihr Paul Benecke nicht kennt, es möchte Euch mancher hart darum tadeln. Hört mir zu, Ihr sollt von ihm erfahren. Unter allen Nationen der Welt ist keine, die der Handel Danzigs mit mehr Neid und Mißgunst erfüllt, als die englische. Wo die Engländer uns schaden können, da sind sie stets bei der Hand, sei es bei unsern Handelsfreunden in Brügge, Gent und anderswo, sei es auf unserer Niederlage in London, dem Stahlhose, ja sei es mit Schleichhandel und unerlaubten Kniffen in den Mauern unserer eigenen Stadt. Wo ihre falsche List nicht ausreicht, da greifen sie zur offenen Gewalt, und besonders jetzt leben wir mit ihnen seit länger als Jahr und Tag in offenem Kriege. Zwei Hauptleute hat der Rat ausgesandt, den Kampf zu führen und unsere Handelsschiffe zu schützen, Bernhard Papst und Paul Benecke, und unter ihnen ist der, von dem ihr soeben ein Stück gehört, ein Held voll Kraft und Kühnheit, wie auf allen Meeren kein zweiter fährt. Sein Haus könnt Ihr in der Heiligengeistgasse, an der Kohlengassenecke sehen, dort lebt seine Hausfrau mit ihrer Tochter Elisabeth. Nun habe ich Euch vorerst genug gesagt, auf ein andermal könnt Ihr mehr hören, wenn Ihr es zu wissen begehrt. Laßt uns jetzt des Amtes warten, das unser Herr Heinrich Falk uns aufgetragen.“

Sie gingen sorgsam prüfend durch den Garten und wandten sich dann dem Langenmarkt zu. In allen Straßen rief man sie an und wollte ihnen die große Neuigkeit erzählen. Heller Jubel tönte durch die ganze Stadt, und manche Hand wies bei dieser Gelegenheit auf den jungen Helden, der noch jüngst Laten vollbracht, die dem Ruhme des gefeierten Seehelden sich zur Seite stellen konnten.

Mit Wohlgefallen bemerkte Herr Johann Sidinghausen die Beifallsrufe, die seinem Begleiter galten.

„Die Bürger kennen Euch schon, junger Freund, und Ihr steht gut bei ihnen angeschrieben,“ sagte er, „wenn Ihr Euer tapfere Hand redlich und treu dem Dienste der Stadt widmet, so könnt Ihr Euer Glück machen. Doch horcht auf meinen Rat, den ich Euch gebe, horcht und schweigt. Ihr habt einige wenige Feinde in der Stadt, die Euch nichts Gutes gönnen. Ihre Namen will ich Euch nicht nennen, Ihr werdet sie

früh genug selbst erkennen, und es ist besser, Ihr werft auf niemand einen unzeitigen Haß. Nur einen kann ich Euch nicht verschweigen: hütet Euch vor Johann von Schauen, er haßt Euch, und sein großer Reichtum, sowie sein Einfluß machen ihn sehr gefährlich. Seid klug, schweigt und gebraucht Vorsicht!"

"Ich danke Euch," entgegnete Konrad, „ich weiß freilich nicht, wodurch ich den Haß des Johann von Schauen verdient habe, doch ich werde Eurem Räte folgen.“

Sie gelangten an den Ort, wo die Stechspiele gehalten werden sollten. Hier war vieles zu besichtigen, da gerade hier am wenigsten eine mangelhafte Einrichtung den Verlauf des Festes stören durfte. Doch dank der strengen und genauen Aufsicht, welche die sämtlichen Gewerke der Stadt allen Arbeiten der einzelnen Meister widmeten, fanden die Besichtigter alle Anstalten untadelhaft hergerichtet, und konnten in diesem Sinne Bericht an den Rat erstatten.

Allen Anforderungen, welche der gewissenhafte Sinn der alten Zeit begehrte, war damit nach Vorschrift genügt.

Mit tief andächtiger, glaubensfreudiger Feier wurde das Pfingstfest begangen; dann folgte der laute, freudige Jubel des Frühlingstfestes.

Sobald der helle Sonnenschein des jungen Tages golden auf den Spitzen der hohen Dachgiebel spielte, begann der feierliche Gottesdienst in allen Kirchen der Stadt; er wurde besonders eifrig von denen besucht, die an den Kampfspielen sich beteiligen wollten. Um acht Uhr waren die Messen beendet, nun schallten von dem Turme der St. Marienkirche die Klänge der Festglocke, der Apostolika, durch die Gassen und gaben damit das Zeichen zum Beginn des Festes. Alles strömte dem Langenmarkte zu.

Welcher Reichtum zeigte sich da unter den Bewohnern der Stadt, die erst vor kurzem einen dreizehnjährigen Krieg mit unglaublichen Opfern geführt hatte! Sammet und Seide in den zartesten Farben, das kostbarste Pelzwerk als reicher Besatz, funkelnde Kleinodien, wahre Meisterwerke der Goldschmiedekunst entzückten das Auge der Beschauer. Der ganze Rat erschien unter Vortritt seiner beiden Bürgermeister und nahm die für ihn bereiteten Plätze ein; den großen Altan füllten die

Damen, ein reicher schöner Kranz voll Jugend, Anmut und fleckenloser Sittsamkeit, denn der ehrenfeste Sinn unserer Vorfahren duldete auf einem solchen Plaze selbst die vornehmste Dame nicht, wenn ihr Ruf auch nur den leisesten Makel trug.

In der Mitte des Altars war ein Sitz noch besonders für die Preisependerin erhöht und auf das anmutigste mit frischen Blumen-
gewinden geschmückt; Hedwig Falk nahm ihn ein, sie selbst die holdeste Blume in dem ganzen reichen Kranze. Nur auf sie richteten sich die Blicke der zahllosen, dichtgedrängten Menge, und erwartungsvoll fragte einer den andern, wem diese schöne Richterin wohl den Preis der Tapferkeit darreichen werde.

Nun klangen die Trompeten, und geführt von sechs städtischen Herolden kamen die geharnischten Kämpfer geritten, um die Damen und den Rat zu begrüßen; sechsundzwanzig betrug ihre Zahl, die Visiere waren geschlossen, nur die verschiedenen Federn, die sie als Schmuck der Helme trugen, unterschieden sie für das Auge der Zuschauer. Da forschten und spähten die Blicke, wer wohl unter dieser oder jener Rüstung verborgen sein möchte, aber vergebens war alles neugierige Schauen; eine Reihe von glänzenden Panzern zeigte sich, es schienen fremde Gestalten zu sein, die sich nun an den Schranken sammelten und die Eisenhand nach den Lanzen ausstreckten, welche die Herolde boten.

Eine weiße und eine lichtgrüne Feder waren es, die den unblutigen Strauß eröffneten. Die Trompeten schmetterten, die Rösse flogen, die Lanzen krachten, und mit ritterlicher Gewandtheit setzte die grüne Feder den weißen Gegner in den Sand.

Zubelruf der Menge lohnte den Sieger, und ein anderer Kämpfer trat ihm gegenüber. Doch auch dieser teilte das Schicksal seines Vorgängers, und einem dritten erging es nicht besser; die grüne Feder blieb Sieger, und wie es den Anschein hatte, ohne große Mühe. Schon folgte die Teilnahme der Menge dem siegreichen Reiter, man flüsterte sich in die Ohren: „Gebt acht, der mit der grünen Feder ist unser Bannerherr!“ — „Nein, der Ritter Meinhard von Süchten ist es!“ — „Ober Gert van der Becke!“ — „Mit nichten, ich erkenne an den

Bewegungen Johann Ferber!“ — „Auch der ist es nicht, Philipp Bischof muß es sein!“

So schwirrten die Stimmen durcheinander. Der Grüne trat indes, den Spielregeln gemäß, vorläufig vom Kampfplatze ab; in den Schranken erschienen neue Streitgesellen mit frischen Kräften. Auch sie ritten mit ritterlichem Mut und führten mit sicherer Hand ihre Lanzen, doch längere Zeit hindurch wollte keinem wieder in dem Maße das Glück lächeln, wie beim Beginn des Stechens dem Ritter mit der grünen Feder. War auch einmal ein Kämpfer in zwei Gängen Sieger geblieben, der dritte Gang raubte ihm die Palme, die seine Hand schon zu berühren glaubte, und er mußte seinen Platz einem Gewandteren einräumen, dem es bald nachher beschieden war, selbst wieder seinen Meister zu finden.

Nur zwei Genossen gefellten sich dem Grünen bei, denn auch ihnen war es gelungen, drei Gegner in den Sand zu setzen; ein einziger Reiter, den eine tiefblaue Feder bezeichnete, stand noch an seinem Platze, ihn hatte die Stimme des Kampfmarshalls noch nicht gerufen.

Diese vier mußten nun um die Krone werben. Der Kampf trat in ein neues Stadium ein, und immer höher spannte sich die Erwartung der Zuschauer.

Den Regeln des Spieles gemäß erschien die bisher noch unbeteiligte blaue Feder auf dem Kampfplatze; ihr gegenüber hielt der Sieger aus der ersten Stunde, der Grüne, der mit Ungeduld bisher schon sein Roß in kleinen Kreisen, soweit der Raum ihm gestattete, vor den Augen der Damen umhertummelte, und jetzt die Lanze ergriff, die der Herold reichte, um sie dann kunstgemäß einzulegen, die Spitze auf den Schild des Gegners gerichtet.

Im nächsten Augenblicke flogen die Rosse durch den trennenden Raum, die Schäfte krachten beide genau in derselben Minute, und beide Kämpfer schwenkten unbeseigt die Rosse zu ihrem Stande zurück.

Da der Blaue seinen Gegner nicht geworfen hatte, so zog er sich wieder zurück, um dem Grünen erst noch zwei Lanzen zu gönnen.

Die frohe Zuversicht des letzteren wuchs ersichtlich; mit aufgeregter Lust zügelte er sein schäumendes Roß und winkte dem Herold, der ihm nicht schnell genug die Lanze brachte. Ein Genosse, mit roter Feder

geschmückt, zeigte sich, der Staub wirbelte auf, und als er sich verzog, lag der Rote im Sande.

Immer lauter lohnte der Beifallsjubel der Zuschauer dem Grünen seine Gewandtheit und Stärke, die Damen hoben ihre weißen Hände und klatschten, und langsam, in stolzer Haltung, des Sieges gewiß, kehrte der Grüne auf seinen Platz zurück, indem er beim Vorüberreiten am Altan der Damen sich mit höfischer Zierlichkeit verbeugte.

Ihm schien in der That das Glück unwandelbar treu bleiben zu wollen, denn auch der Gegner mit der wallenden schwarzen Feder wankte beim ersten Stechen sichtlich, und beim zweiten verfehlte er den Schild des Gegners; die Hand des sieggewohnten Grünen warf ihn gegen die Planken.

Noch ein einziger Bewerber war nun zu beseitigen, dann konnte der tapfere Streiter den Helm mit der grünen Feder am Altan der Damen lüften, und seinen Namen als den des Maigrafen von dem jubelnden Volke gerufen hören.

Ohne Verzug schwenkte er sein Roß und nahm seinen Stand ein, während der Gegner noch zu zögern schien, denn er streckte die Hand nicht einmal nach dem Eschenschaft aus.

Aber die Herolde geboten einzuhalten, wie die Spielregel es verlangte, damit niemand sagen könne, er sei mit ermatteten Kräften in den Streit gegangen. Auch führte man dem Grünen ein frisches Roß herzu, in dessen Sattel er sich leicht hineinschwang.

Die Frist der Ruhe war abgelaufen, die Trompete tönte, die Kämpfer nahmen ihre Plätze ein, wogen die Lanzen in der Hand, schwenkten den Schild vor die Brust und preßten die Schenkel an die Flanken der schnaubenden Rosse.

Still war es rings umher geworden, so weit die Menge Kopf an Kopf sich drängte; atemlos auf die Behen gehoben, standen sie lauschend und spähend, denn der Augenblick der Entscheidung mußte nahe sein.

Schmetternd hallten die Trompeten; von den Sporen gestachelt legten die Rosse weit aus und schossen zwei Pfeilen gleich durch die stäubende Bahn. Im Augenblick des Aufeinandertreffens hob der Blaue seine Lanze hoch empor, und ohne seinen Gegner zu berühren empfing

er den wuchtigen Stoß des Grünen mit unverminderter Gewalt auf den Schild. Jeden andern hätte ein derartiger Angriff augenblicklich gestürzt, doch wie aus Erz gegossen saß der Blaue im Sattel des Rosses, das unter ihm erbebt.

Ein Schrei des Staunens wurde laut. Eine solche Probe männlicher Kraft und vollendeter Reitkunst hatte man an diesem Orte noch nicht geschaut. Man hatte geglaubt, der Grüne sei seines Sieges völlig sicher, und jetzt erkannte man in dem Blauen einen Streiter, der seinen gefährlichen Gegner sogar zu verachten schien und mit ihm spielte, wie der Meister mit dem Knaben, dessen Rechte zum erstenmal den Stahl berührt.

Aufs neue und immer fieberhafter wurde die Erwartung gespannt denn wieder standen die Helden auf dem Platze, der die Entscheidung bringen mußte.

Und wieder verschmähte der Blaue es, den Schild zu berühren, den der Gegner soeben noch herausfordernd um das Haupt geschwenkt hatte; sogar den eigenen Schild hob er im entscheidenden Augenblicke und bot in stolzer Verachtung die volle Brust, auf deren Panzerdecke die Lanze des Feindes krachend zersplitterte, als hätte sie eine Felsenwand getroffen. Und so wenig wurde der Blaue in seinen Bewegungen gehindert, daß mit der sichersten Leichtigkeit seine Lanzenspitze die grüne Feder am Helm des Gegners faßte und sie herab unter die Hufe der Koffe riß.

Manche rosige Wange erbleichte bei diesem seltsamen Schauspiel; kein Herz zitterte angstvoller als das der Jungfrau, die unter den Blumen auf dem Altan saß. Der Reiter mit der grünen Feder, das wußte sie ganz gewiß, mußte der sein, dem sie den Sieg so sehulich wünschte, dem sie zugejubelt hatte, so oft er den Gegner warf.

Wer war der Furchtbare, der wie ein übermenschliches Wesen an Kraft ihm gegenüber trat, ihm die Zierde vom Helme streifte und in stolzer Verachtung noch immer die Spitze von ihm fern hielt? Wenn der furchtbare Streiter nun siegte, wie konnte Hedwig es über sich gewinnen, einem andern den Preis —

Zäher Trompetenton, widrig und schmetternd, zerriß die Reihe ihrer

Gedanken, mit einem Angstschrei sah sie die Rosse wieder stürmen; mächtige Staubwolken wirbelten unter den Hufen empor und mit furchtbarer Gewalt traf diesmal der Blaue den Gegner so, daß Roß und Reiter wirbelnd zusammenstürzten und nur mit Hilfe der herbeieilenden Diener sich wieder zu erheben vermochten.

Der Blaue aber schaute nicht weiter nach dem Besiegten aus, er wandte sein Roß und sprengte dem Altan zu, wohin unter schmetternden Fanfaren die Hand des Marschalls ihn wies.

Die beiden Alderleute der St. Georgenbrüder empfingen ihn an den Stufen des Altans und führten ihn zu der Stelle, wo mit erbleichten Wangen, den goldenen Reifen, der das Haupt des Maigrafen zieren sollte, in zitternder Hand, Hedwig Falk harrete.

Sie traten heran, die Alderleute lösten die Bänder des Helmes, die Hülle wich — Konrad Flemming war es, der sich auf seine Knie niederließ und lächelnd zu der schönen Siegespenderin aufschaute.

Wie ein glühender Wonnestrom wallte es durch Hedwigs Brust. O, sie hätte aufsauchzen mögen mit dem jubelnden Volke da draußen, als sie sich beugte und den goldnen Reif in die braune Lockenflut drückte, den heiß begehrten Ehrenschnuck so vieler tapferer Herzen und vornehmer Namen!

Konrad küßte die Hand, die ihn krönte, dann erhob er sich und trat zurück. Die Waffendiener entledigten ihn vollends seiner Rüstung, die Alderleute überreichten ihm auf einem sammeten Kissen den kostbaren Perlenkranz, mit dem er seine Maigräfin krönen sollte, wenn sein Blick sich die Gefährtin aus der anmutigen Reihe ausgewählt.

Wie konnte seine Wahl schwanken! Wie konnte sein Herz in diesem Augenblicke auch nur ein einzigmal fragen! Wieder kniete er vor der, die auf dem Blumenstie saß, von tiefer Blut lieblich übergossen, fragend und bittend hob er das Perlendiadem empor, und als sie lächelnd nickte, sprang er auf und krönte die zu seiner Genossin, die längst auf dem Throne seines Herzens saß und dort die Kaiserkrone trug.

Unendlicher Jubel hallte brausend die Gassen entlang, von Mund zu Mund flogen die Namen des tapfersten Helden und der schönsten Maid, die in den Mauern der reichen Stadt weilten. Solch ein Paar

hatte noch kein Maifest gesehen, so weit auch die ältesten Bewohner in ihrer Erinnerung die Jahre zurückzählten.

Prächtig geschirrte Rosse wurden gebracht, der Maigraf und die Maigräfin bestiegen sie, und hinter ihnen schwangen sämtliche St. Georgenbrüder sich in den Sattel, nur Johann von Schauen nicht. Unter ihrem Geleit, die Herolde voran, von zahlloser Volksmenge umschwärmt, ritten die Gefrönten durch die Hauptstraßen der Stadt, und kehrten dann zu dem Artushofe zurück, wo an reich besetzter Tafel der Ehrenplatz ihrer harrte.

Hier fanden außer zahlreichen anderen Gästen sich auch diejenigen ein, welche mit Konrad um den Preis gerungen hatten; niemand von ihnen hatte sich zurückgehalten, ein jeder hatte die unvergleichliche Tapferkeit des Maigrafen anerkannt und bewundert. Auch der Ritter von der grünen Feder stellte sich ein, Meinhard von Süchten, und erntete von seinem Sieger aufrichtige Lobsprüche für seine Gewandtheit und seinen Mut. Die Freude des Festes vereinte die beiden jungen Männer, die zweimal einander mit den Waffen gegenüber gestanden hatten, und sie gelobten sich, fortan Freundschaft halten zu wollen und wenn es Not thue, ihre Waffen vereint gegen die Feinde der Stadt zu wenden.

Während im Artushof die Schüsseln noch dampften und die gefüllten Pokale in den Händen ehrenfester Männer und schöner Frauen klangen, ordneten nach dem rascher verzehrten Mittagmahle die sämtlichen Bürger der Stadt mit Wehr und Waffen sich zu einem großartigen Zuge, den ihre Angehörigen mit Stolz, die anwesenden fremden Handelsgäste mit Bewunderung schauten.

Nicht staubbedeckter Hausrat von Urväter Zeit her war es, der aus verborgenen Winkeln hervorgesucht wurde, sondern von dem Ehrenplatze an der Wand seiner Fußstube langte der wackere Meister die blankgehaltene Sturmhaube herab, ließ sich von seiner Hausfrau die Rüstung anlegen, nahm den Speer zur Hand, rückte das Schwert am breiten Gurt in die handgerechte Lage, und trat dann hinaus, ein gewappneter Kämpfer für den eigenen Herd, für Weib und Kind, für die Heimatstadt, die den Kreis seines tüchtigen Lebens umschloß.

Aus jedem Hause traten sie hervor, die gerüsteten Krieger, die mit

flirrendem Eisenschritt die Gassen hinaufgingen oder das Roß bestiegen, das sie zu dem Versammlungsorte der Genossen trug. Gewerb für Gewerb ordneten sie sich, und als der ganze Zug sich in Bewegung setzte, da marschierten mehr als elftausend Danziger Stadtkinder einher, bereit, Gut und Blut einzusetzen zur Wahrung der Güter, die nur die Heimat ihnen gewähren konnte.

Am Artushofe marschierten sie auf und sandten die Alderleute der ältesten Zunft, der Fleischhauer, in den Saal, um den Maigrafen aufzufordern, er möge das Roß besteigen, sie in den Mai zu führen.

Da führte Konrad seine schöne Genossin hinaus, wo der milchweiße Zelter ihrer harnte, er selbst schwang sich auf den Araberhengst, und nun hatte er seine Genossen zu wählen, die ihm das Ehrengleit gaben.

Langsam sprengte er an der langen Schar hinunter, bis er zu den Schmieden kam; ihre Alderleute führte er mit sich zu der Spitze des Zuges, indem er sagte: „Ihr habt mir den Platz an eurer Brudertafel geschenkt, ihr habt meinen Namen in euer Seelgerede eingeschrieben, zeigt nun auch, daß ihr meine Freunde seid, und gebt das Ehrengleit dem Maigrafen, der in eurem Bruderhause die erste Stätte fand.“

Stolz schwenkten die Schmiede ihre schweren Streitkolben, und es jubelten alle Zünfte dem Maigrafen zu, der seine Ehrengäste nicht aus der Ratsherrenbank nahm, sondern sie unter den Gewerken suchte.

Nun begann der fröhliche Ritt in den Mai, voran die sechs Herolde im langen Wappenrock, dann die Pfeifer und Trompeter, die St. Georgenbrüder, und nun zeigte sich der Maigraf mit seiner Maigrafin inmitten der greisen, arbeitsarten Meister von der Schmiedezunft; daran schlossen sich die Ehrendamen und Gespielinnen der Maigrafin und nun folgten mit festem Schritt und Waffentklang die Bürger der ruhmreichen Stadt, die an ferner baltischer Küste das deutsche Banner mit starker Hand hochhielt und die deutsche Sitte treu und rein pflegte.

Sie durchzogen die Hauptstraßen der Stadt und wandten sich dem Hohentor zu, wo neben dem Junkerschießgarten auf dem Domniksplan die Menge zahlreich versammelt war.

Hier löste sich der Zug, ein jeder suchte seine Freunde, die Schützen traten in den Garten ein, die übrigen Festgenossen besuchten die Zelte,

die in großer Zahl auf dem Domniksplan aufgeschlagen waren und die mannigfachsten Arten des Genusses und der Unterhaltung boten.

Im Schießgarten begann nun mit der Armbrust der Kampf um die Würde des Vogekönigs. Zischend flogen die gefiederten Pfeile zu der Stange hinauf, deren Spitze der Adler mit den ausgebreiteten Fittichen und dem goldnen Krönlein auf dem beschnäbelten Haupte einnahm, und arg zerzausten die Geschosse den König der gefiederten Bewohner der Lüfte; es fielen die Flügel, die gekralten Fänge, es sanken die Schwungfedern des gebreiteten Schwanzes, und endlich fuhr ein feder Pfeil mit solcher Genauigkeit und Gewalt gegen die blitzende Krone, daß sie in weitem Bogen durch die blaue Maienluft flog.

Heute mußte die launige Glücksgöttin gelobt haben, dem jungen Maigrafen alle seine Wünsche zu erfüllen, denn der glückliche Schütz, dem der Maigraf den silbernen Pokal reichte, indem er ihn zum Vogelkönig ausrief, war niemand anders als Ebert Lange, der lustige Brauer, und sein Rätchen wurde seine Königin.

Nun erreichte der Festjubil seinen Höhepunkt. In frühern Jahren hatte sich der Maigraf nur zu den St. Georgenbrüdern gehalten, und der Vogelkönig war der Genosse der geringeren Bürger gewesen; heute aber wandelten die beiden gekrönten Häupter Arm in Arm einher; und die vornehmen Herren folgten dem Beispiel, sie zerstreuten sich unter die lustige Menge über den ganzen Domniksplan hin, sogar der Rat und die Bürgermeister traten zu den Schaubuden heran, an welchen die Zünfte sich drängten.

Dieselben Volksbelustigungen, welche seit uralter Zeit bis auf den heutigen Tag ihre Anziehungskraft und ihre Wirkung geäußert haben, sammelten auch auf dem Domniksplane dichte Kreise um die Gaukler, die Schlangenbeschwörer, die Bänkelsänger und ihre Genossen.

Den stärksten Zulauf hatte jedoch ein Tummel, wie er selber sich nannte, der mit Erlaubnis eines wohlweisen Rates unter Trompetenschall verkündigte, er werde zum Beschluß einer Reihe von Kraftstücken den sogenannten Mordsprung ausführen, und da dieses damals so seltene Schauspiel gerade in Aussicht stand, so drängte eine dichte Menge einheimischer und fremder Festgenossen sich um den Platz, inmitten dessen

auf einem festen und ziemlich hohen Gerüst der Tummler in voller Rüstung stand, neben ihm zwei seiner Gesellen mit entblößten Schwertern.

Der Tummler nahm seinen Helm ab, verneigte sich tief gegen den zweiten Bürgermeister, Herrn Reinhold Niederhof, der mit dem Ratsdiener Henneke ihm gerade gegenüberstand, und verkündete mit großer Feierlichkeit, daß er nun den schwierigen, hochberühmten Mordsprung ausführen werde.

Auch der eisernen Halsberge entledigte er sich, gebot dann mit lauter Stimme seinen Gesellen, ihm die Spitzen ihrer Degen auf die entblößte Kehle zu setzen und ihn unbarmherzig niederzustecken, wenn er das Wagstück nicht vollbringe.

Ein Gemurmel des Grauens durchlief die Menge, die Frauen suchten sich zu entfernen, oder verhüllten, wenn ihnen dies nicht gelang, ihr Gesicht.

Die Gesellen hoben die blitzenden Waffen und setzten die schneidigen Spitzen ihrem Meister an die Kehle; der Tummler schwenkte die Arme, schnellte sich empor, und unter einem allgemeinen Schrei des Entsetzens überschlug er sich über den Schwertspitzen in der Luft. Als aber die Menge wieder aufschaute, stand der Tummler unverfehrt neben seinem Gerüst. Lauter Beifall lohnte seine kühne That.

An einer Stelle des weiten Kreises jedoch, der den Tummler dichtgedrängt umgab, entstand eine lebhafte Bewegung, ängstliches Geschrei wurde laut, man rief nach einem Bader oder einem Arzte.

Der Bürgermeister sandte den Ratsdiener Henneke ab, um den Grund der Bewegung zu erforschen, und dieser machte sich sofort mit lautem, gebieterischem Zuruf Platz in der Menge.

Als er bald darauf zurückkehrte, stattete er, wie der Chronist erzählt, dem Herrn Reinhold Niederhof seinen Bericht mit den Worten ab: „Walwiesze her borgermester! ein holander, der dem mordtsprung zusach, der beschweimte,“ d. h. er wurde ohnmächtig.

Da lachte Herr Reinhold Niederhof und gebot, den Holländer abseits zu tragen, damit er sich erholen könne.

Bis der Abend dämmerte, herrschte lautes, fröhliches Treiben auf dem Domniksplan und in dem Schießgarten; auch aus dem Hohentor

strömte die Menge, am Hagelsberg und an Gorka vorüber, in die maigrünen Fluren hinaus.

Als die Sonne zu sinken begann, kehrten sie in die Mauern zurück. Das Stadttor schloß sich, die Menge auf dem Domniksplan verließ sich in die Häuser, der Maigraf zog mit den St. Georgenbrüdern in den großen Hof, wo die Mitglieder der Artusgenossenschaft mit ihren Damen sich zum festlichen Tanze sammelten.

Jeder, der nur ein Recht hatte, in dem Hofe des Königs Artus zu erscheinen, machte gerade am heutigen Tage gern Gebrauch davon, besonders die fremden Handelsgäste. Unter allen Ausländern war aber nur den Holländern gestattet worden, den Artushof regelmäßig zu besuchen und mit ihren Danziger Geschäftsfreunden daselbst die sogenannte holländische Bank zu besetzen.

Die Einwohner der Stadt waren aufs zahlreichste vertreten; man sah die Mitglieder der Dreikönigsbank, der Christoffersbank, der Marienburgerbank, der Schifferbank, die lustigen Reinholdsbrüder, welche aus der Blüte der vornehmen Danziger Jugend zusammengesetzt waren. Pfeifer und Trompeter spielten ihre festlichsten Weisen und mitten unter den Festgenossen bewegte der junge Maigraf mit seiner schönen Gräfin sich mit einer Sicherheit und einem Anstande, als sei er in der That der geborene Herrscher, der sein Reich jetzt in Besitz genommen habe. Ihn feierten die Anwesenden mit Stolz, man nannte seinen Namen neben Paul Benecke, dem berühmten Seehelden, und im stolzen Bewußtsein der Freiheit und der Kraft hob sich jede deutsche Brust.

Aber auch diese großartige Feier war dem strengen Gebot der Hofordnung unterworfen, sie endete mit dem zehnten Glockenschlage. Das letzte Recht, das der Tag dem Maigrafen gewährte, war, daß er seine Genossin an seinem Arme bis zu ihrem Hause geleitete.

Langsamem Schrittes wandelte das schöne junge Paar an den hohen Giebelhäusern dahin. Am Himmel stand mit viel tausend Sternen der lichte Mond, um ihre Wangen fächelte die laue, schmeichelnde Maienluft, und in ihren Herzen wob und wogte die junge Liebe, wonnereich und sehnsuchtschwer, süßer Traurigkeit voll und mit beklemmendem Glück begabt, an Hoffnung reicher als der tiefdunkle Abendhimmel an Sternen-

glanz. Sie wollten reden, sie wollten einander noch so viel vertrauen, und die pochenden Herzen fanden keine Worte.

Nun standen sie neben den blühenden Oleanderbäumen, es mußte geschieden sein. Als Konrad die schöne Hand küßte, die heute so oft in der seinen geruht, empfand er mit Bonneschauern ihren leisen Druck und Hedwig meinte den Kuß, der ihrer Hand galt, im tiefsten Herzen zu fühlen.

Maienwonne und Liebesglück — sie wandeln die Erde in himmlische Gefilde, sie bauen hinieden ein wonniges Reich, in dem alle seligen Mächte wirken und weben.

Doch die Blütenpracht muß sterben, so reich sie auch prangt, und Leid und Tränen sind der süßen Liebe unzertrennliche Begleiter.





Siebentes Kapitel.

Domnik.

„**S**uer Ehrsamkeit beliebe zu vernehmen, daß der Gesandte der polnischen Majestät mit seinen Begleitern soeben vom Rosse steigt,“ meldete der Ratsdiener Henneke dem Ratsherrn Johann von Schauen, der in der Sommerratsstube in dem rotausgeschlagenen Lehnstuhl am Fenster saß.

„Führt die Polen in dieses Gemach!“ lautete die kurze Antwort.

Schon klickten die schweren Schritte der Bewaffneten in der großen Halle des Erdgeschosses, wo Krieger der Ratswache ihnen die Waffen abnahmen, mit welchen kein Mann, und wäre es der vornehmste Gast gewesen, die Sitzungsräume des Stadthauses betreten durfte. Lebhaft plaudernd stiegen sie die Stufen der breiten Treppe empor, der Ratsdiener öffnete ihnen die Flügeltüren.

Johann von Schauen hatte sich von seinem Sitz erhoben und war hinter den breiten Tisch getreten, an dem der Bürgermeister bei den Ratsversammlungen zu sitzen pflegte. Seine hohe Gestalt stolz aufgerichtet, das finstere Antlitz und die kalten scharfen Blicke mit unverhohlener Verachtung den Eintretenden zugewendet, empfing der Ratsherr den Gesandten des Königs von Polen und seine drei Begleiter.

„Wer seid Ihr?“ redete er den prunkenden Kriegsmann an.

Mit einer tiefen Verbeugung und mit lächelnder Miene überreichte der Gesandte ein Dokument, das er aus den Händen eines seiner Begleiter entgegen genommen hatte. „Dieser Bogen wird Euch sagen,“

versezte er, „daß Kasimir, unser gnädigster König, mich als seinen Boten zu Euch sendet, mich, seinen Kriegshauptmann Wladislaus von Bronikowski.“

„Wie?“ rief Johann von Schauen mit starkem Unwillen, „der König von Polen sendet zu uns den — Hauptmann, der gegen unsere Gesandten das Schwert auf der Brücke zu Marienburg zückte und vor seinen Augen unsere Krieger ermorden ließ?“

„Seine Majestät sendet mich,“ erwiderte der Pole noch geschmeidiger als zuvor, „da er den Wunsch hegt, jenes unangenehme Ereignis unter seinen Untertanen in Güte ausgeglichen zu sehen.“

„Wenn der König von Polen mit seinen Untertanen rechten will,“ erwiderte Johann von Schauen mit scharfem Ton, „warum beschickt er die Stadt Danzig? Wir sind ihm nicht untertänig. Habt Ihr noch andere Aufträge?“

Der Pole versezte: „Mit Eurer Ehrsamkeit gütiger Erlaubnis werde ich dem wohlweisen Räte dieser Stadt Mitteilung darüber machen, was unser König und Herr seinen Untertanen über die Beisteuer zum Türkenkriege nunmehr entbieten läßt.“

„Es ist nicht zu leugnen,“ entgegnete Johann von Schauen, „daß der Pole mit seiner Zunge stets schlagfertig ist. Der Rat wird Eure Papiere prüfen und Euch dann Nachricht geben, ob er Eure Botschaft anzunehmen gedenkt oder nicht. Werdet Ihr in hiesiger Stadt verweilen, oder sollen wir Euch unsere Antwort nach Marienburg senden?“

„Auf dem Stolzenberge bei dem Offizial des Bischofs von Leslau werdet Ihr mich finden,“ versezte Bronikowski, „sendet Eure Boten dorthin, wenn Ihr meiner bedürft. Ich hoffe, daß es uns gelingen wird, als Freunde im besten Einvernehmen das zu erledigen, was unser König gebietet.“

„Wir werden Euch nicht hindern,“ entgegnete Johann von Schauen, „Eurem König zu gehorchen und werden selbst wissen, was wir für uns zu beginnen haben. Gehabt Euch wohl, Wladislaus von Bronikowski.“

Der Gesandte grüßte mit großer Höflichkeit und verließ mit seinen Begleitern den Saal.

Vor dem Rathause harrten die polnischen Diener mit schönen ungarischen Koffen, deren Sattelzeug mit Schmutz und funkelndem Zierat überladen war; auf den roten Satteldecken trugen sie in Silberstickerei den weißen polnischen Adler.

Als der Hauptmann von Bronikowski die Langgasse nach dem Hohentor zu hinunterritt, ließ er seine beweglichen Augen nach allen Seiten hin schweifen und musterte jedes Fenster. Am Eingange eines Hauses der rechten Seite standen auf dem Beischlage zwei schmucke Mädchen des Bürgerstandes, die mit einander plauderten. Sie schauten nach dem Schall der Koffeshufe aus, der Hauptmann nickte lächelnd und warf ihnen Kußhände zu. Verächtlich kehrten die Mädchen dem Polen den Rücken und sandten den prunkenden Reitern keinen Blick mehr nach.

Die Wachen am Hohentor musterten die Polen scharfen Auges, als diese durch den langen gewölbten Gang der Befestigungswerke ritten. Jenseit des Grabens wandte der Hauptmann sich nach Norden, an Gorka, dem jetzigen Bischofsberge vorüber, dem Stolzenberge zu, wo in dem bischöflichen Schlosse der Offizial, d. h. der stellvertretende Bevollmächtigte des Bischofs von Kujavien oder Leslau, seinen Sitz hatte.

So genau aber auch die Stadtwachen sich die Personen der Polen eingeprägt zu haben glaubten, sie erkannten doch nicht, daß unter der Kutte des Dominikaners, der in der Abenddämmerung trägen Ganges durch das Thor schlich, der Hauptmann von Bronikowski verborgen war.

Dieser schlenderte, als er das Thor durchschritten hatte, an dem Junkerschießgarten und dem Strohturm vorüber und hielt sich stets an der Stadtmauer, die ihn schließlich an die schon von den Deutschherren kanalisierte Radaune brachte, welche hier die Grenze zwischen der Reichstadt und der Altstadt bildete. Hier bog er in eine breite Straße ein, die dort mündete, und fragte einen Vorübergehenden nach dem Kloster der Dominikaner. Der Gefragte wies ihn zurecht, und rief, als der Mönch sich entfernte, ihm noch einmal nach: „Die St. Johannisgasse hinunter, bis zur Ecke der Korkenmachergasse!“

Kurze Zeit nachher stand der Mönch an der Klosterpforte und zog die Schelle. Im Hofe schlugen die Hunde an, und der Pfortner öffnete

das kleine Fenster, um hinauszuspähen. Der Fremde beehrte den Prior zu sprechen und wurde in das Sprechzimmer geführt, wo man ihn eine geraume Zeit warten ließ, bis endlich der Vorsteher des Klosters erschien.

Gregor Posnanita war ein kleiner, behäbiger Mann mit rundem Gesichte. Als er in die Thür trat, rief er dem Fremden zu: „Beeile dich, mein Bruder, wenn du mir etwas mitzuteilen hast, meine Zeit ist gemessen.“

Statt zu antworten, streckte der Mönch seine Hand aus und hielt dem Prior ein Papier entgegen. Kaum hatte dieser auf demselben das Siegel des bischöflichen Offizials erkannt und den Inhalt der wenigen Zeilen durchflogen, als er plötzlich sehr zuvorkommend wurde und den Herrn ersuchte, ihm zu folgen.

Durch den schön gewölbten Kreuzgang führte er ihn in das ärmliche und düstre Gemach, das den dienstlichen Wohnort des Priors darstellte. Der Hauptmann wollte sich auf einen der beiden Holzstühle niederlassen, doch der Prior sagte mit schlaudem Lächeln: „Beliebe der Herr in meine Büßzelle zu treten!“ Er öffnete eine schmale feste Thür von rohem Holze; heller Kerzenschein strahlte daraus hervor, ein sehr behagliches Zimmer, mit Teppichen und weichen Lehnstühlen reichlich versehen, tat sich auf; an einem Tische, auf dem neben einem mächtigen Zinnkrüge zwei Becher standen, saß ein Mönch und ließ sich's wohl sein.

Fragend schaute der Hauptmann den Prior an, indem er flüchtig auf den Mönch deutete.

Gregor schloß vorsichtig die Thür, verhängte sie noch mit einem schweren Teppich, dann sagte er: „Dort ist mein guter Freund, Frater Michael, ihr könnt ihm trauen wie mir selbst, Herr Hauptmann von Bronikowski. Beliebt Euch zu setzen, und mit uns einen Tropfen geringen Rheinweines zu genießen.“

Der Hauptmann legte die Kutte ab und nahm an dem Tische Platz.

„Bevor ich euch mein Begehrt eröffne,“ bemerkte er, „so vernehmt, daß es sich um eine Sache von der höchsten Wichtigkeit handelt, und daß ich von euch einen Eid auf den Namen eures Schutzherrn verlangen

muß: nichts zu verraten, und mein Werk nach allen Kräften zu fördern!“

Prior und Mönch leisteten den Eid, darauf hub der Hauptmann mit gedämpfter Stimme an zu sprechen: „Euer Kloster ist der polnische Hof vielfach Dank schuldig, denn in dieser widerstrebenden Stadt seid ihr stets getreue Bundesgenossen des Königs gewesen. Wie ihr nun wißt, verfolgen längst alle einflußreichen Parteien in Polen das Ziel, die preußischen Städte dem polnischen Reiche als gehorsame Untertanen einzuverleiben; was diesem Ziele im Wege steht, muß fallen, besonders aber die fecken Anführer trotziger Pfeffersäcke. Einige von ihnen haben uns schon genug zu schaffen gemacht, wir müssen uns ihrer entledigen, wie es gehen will, mit Güte oder mit Gewalt. Um das, was ich euch andeute, zu vollbringen, bin ich hier, und die Zeit meines Handelns wird der große Jahrmarkt, der Dominik sein. Am 5. August gibt euer Kloster den reichen und wirksamen Ablass aus, der ihm schon vor Jahrhunderten verliehen wurde; an diesem Tage strömen Tausende von heilsbegierigen Christen in den Mauern dieser Stadt zusammen und bilden mit den fremden Kaufleuten, die des Jahrmarktes wegen sich einfanden, eine unruhige Menge, unter welcher sehr leicht Streitigkeiten ausbrechen können. Den Mitgliedern des übermütigen Danziger Rates liegt es ob, derartigen Tumult zu stillen, und wenn sie bei diesem Vorhaben etwa selber von einem Schwertstiche oder einer Büchsenkugel getroffen werden, so haben sie ihr Schicksal sich selber bereitet, wir aber sind sie los, und alles, was sonst noch folgen könnte, läßt sich dann leicht durch die Hand des Königs Kasimir nach unserm Gefallen ordnen. Verstehet ihr, Patres?“

„Vollkommen“, entgegneten die beiden Mönche. „Das ist ein feiner Plan!“ setzte Gregor hinzu.

„Mich freut es, dies von euch bestätigt zu hören,“ fuhr der Hauptmann fort, „denn der Großkanzler des polnischen Reiches baut auf eure Mitwirkung. Euer Kloster besitzt das Asylrecht in der vollsten Ausdehnung; kein Verbrecher, der in eure Mauern flüchtet, darf daselbst ergriffen werden, ja die weltliche Obrigkeit darf nicht einmal die Kloster Räume betreten, wenn ihr fest auf euren Rechten besteht und mit Acht und

Bann unerschrocken droht. Ihr werdet, so hoffen wir, denen, die etwa in eure Mauern flüchten, eure Tore nicht verschließen.

„Unsere wohlverbrieften Rechte werden wir mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, verteidigen,“ versetzte der Prior.

„Daran handelt ihr klug,“ erwiderte Bronikowski; „aber ihr könnt euch auch noch einen schönen Dank verdienen. Euch ist gestattet, eures Unterhaltes wegen in allen Häusern der Stadt umherzugehen und Almosen einzusammeln. Dabei habt ihr die beste Gelegenheit, die Gemüther derjenigen, die euch als gutgesinnt bekannt wurden, zu bearbeiten und unseren Absichten, die ihr nur eben andeuten dürft, geneigt zu machen. Sucht euch besonders bei dem niedern Volke Anhang zu schaffen, denn unter diesem gibt es, das wissen wir, viele Unzufriedene, und auch von den begüterten Handwerkern murren manche darüber, daß von den vornehmen Geschlechtern ihnen jeder Anteil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verweigert wird. Nährt diesen Unwillen gegen die weltliche Obrigkeit, sucht ihn zum Haß, zum offenen Widerstande anzufachen, verheißt den Leuten den wirksamsten Schutz des polnischen Hofes und sichert ihnen auf jeden Fall völlige Straflosigkeit und eine Versorgung in königlichen Diensten zu. Heßt diese Deutschen auf, sich mit den Waffen in der Hand gegenüber zu treten, denn je mehr Hader und Zwietracht unter ihnen Platz greifen, desto mehr blüht unser Weizen. Unser Vorteil, ihr Patres, ist auch der eurige.“

Der Prior hatte mit großer Aufmerksamkeit gelauscht. „Ihr seid ein gewikter Kopf, Herr Hauptmann von Bronikowski,“ entgegnete er jetzt demütig, „Ihr habt uns in dieser Stunde Lehren gegeben, welche sehr wirksam werden können, und wir werden ihnen sicherlich alle unsere Sorgfalt zuwenden. Gestattet mir, da Ihr uns nun einmal würdig befunden Euer Vertrauen zu genießen, noch eine kleine Frage: Handelt Ihr auf bestimmten Befehl des Königs Kasimir, oder weiß er um Eure Pläne?“

„Würdigster Herr,“ entgegnete Bronikowski, „auf diese Fragen eine gerade Antwort zu geben, ist unmöglich. Es ist euch ja sehr wohl bekannt, daß König Kasimir den Schein des äußeren Rechtes noch stets gewahrt hat und für seine eigene Person an den Privilegien der preussischen

Städte festhält. Er selbst kann ihnen nicht Gewalt antun, die Krämer würden ihm sonst sofort die jährlichen Hilfs Gelder verweigern, ohne welche der königliche Hof eine klägliche Rolle spielen müßte. Aber wo kluge Hände es verstanden, einen Vorteil zu erringen, da hat König Kasimir sich noch nie geweigert, den Gewinn zu teilen und den glücklichen Jäger reich zu belohnen. Mehr brauche ich euch nicht zu sagen. Antwortet mir nun, kann ich auf eure kräftige Mitwirkung rechnen?"

„Verfügt über uns ganz nach Eurem Gefallen, wir werden unsere geringen Kräfte jedem vorteilhaften Werke mit Freuden widmen,“ versetzte zwei züngig, doch mit der demütigsten Miene der Prior Gregor Bosnanita.

„So wären unsere Geschäfte für heute erledigt,“ entgegnete der Hauptmann, indem er seinen Becher leerte und sich erhob, „helft mir die Kutte überziehen, denn ich muß nun zum Stolzenberge zurückkehren.“

Dienstfertig sprang Bruder Michael herbei. „Wäre es nicht gut, ehrwürdiger Herr,“ wandte der Frater sich mit leisem Augenzwinkern an seinen Prior, „wenn Ihr dem hochgeehrten Gaste den Bruder Felix zum Begleiter und Wegweiser mitgäbet? Der Weg ist weit und im Dunkel schlecht zu finden.“

„Ja, ja!“ versetzte der Hauptmann gleichgültig, „Ihr könnt wohl recht haben; sendet den Bruder Michael, Herr Prior, und laßt mich, die weil der Bote sich bereitet, bei Euch hier verweilen.“

Auf das Geheiß des Priors verließ der Frater das Gemach.

Sobald seine Schritte verklungen waren, wandte der Hauptmann sich an den Prior. „Kennt Ihr den hiesigen Kriegsmann, der als Anführer der Matswache mit dem Bürgermeister Falk nach Marienburg ging?“ fragte er.

„Ihr meint den Bannerherrn Flemming,“ erwiderte der Prior, „ich kenne ihn, er ist bei den Bürgern hoch angesehen, und hat bei den vornehmen Geschlechtern einige Neider, doch wenige. Habt Ihr mit ihm zu tun?“

„Jawohl habe ich mit ihm zu tun,“ entgegnete der Hauptmann mit bebender Stimme, „auf der Brücke zu Marienburg hat sein Schwert meinen Bruder zu Tode getroffen. Sagt mir, wo finde ich ihn?“

„Wollt Ihr ihn vor Eure Klinge fordern, so braucht Ihr nicht lange zu suchen,“ versetzte der Prior, „Ihr findet ihn im Hause des Brauers Martin Lange in der Heiligengeistgasse. Doch verfährt behutsam mit ihm, denn er soll von gewaltiger Hand sein, und zudem ist Herr Heinrich Falk sein eifriger Gönner, ja man munkelt davon, der Bannerherr hoffe des Bürgermeisters einziges Töchterlein, Fräulein Hedwig Falk, dereinst als Ehefrau heimzuführen.“

Gierig trank des Polen Ihr jedes Wort, das über seinen tödlich gehaßten Feind der Prior bedächtig aussprach; als er aber den Namen der Jungfrau vernahm, da blitzten seine Augen in wahrhaft teuflischer Wut auf: „Hedwig für Wladiska!“ murmelte er zwischen den zusammengekniffenen Lippen hervor.

Mit Bewunderung schaute der Prior den Gast an. „Was sagtet Ihr?“ fragte er.

„Daß ich Euch danke,“ entgegnete der Hauptmann, indem er aus seinem Gürtel einige polnische Gulden hervorholte, „nehmt, ich bitte Euch, die kleine Gabe für die Kasse des Klosters.“

Gregor Pożnanita dankte, und da gerade der Bruder Michael eintrat und meldete, der Bote harre im Sprechzimmer, so geleitete der Prior den Gast dorthin und kehrte nach einem verbindlichen Abschiede zu seinem Genossen zurück, der ihn mit einem schlaun Lächeln empfing. „Ich habe dem Bruder Felix Auftrag gegeben,“ sagte er, „über Nacht auf dem Stolzenberge zu verweilen und dort zu horchen, ob er nicht ein Wörtlein über den Hauptmann, von dessen Absichten ich nichts verriet, erfahren kann. Bruder Felix ist der rechte Mann dazu.“

„Das muß ich loben“, versetzte der Prior, „wir können nicht genug diesem Hauptmann auf seinen heimlichen Wegen nachgehen. Vielleicht könnte für uns da ein Gewinn abfallen, der reicher wäre, als diese Bettlergabe des Bronikowski.“ Er warf die wenigen Münzen, die von geringem Werte waren, verächtlich auf den Tisch.

„Die Ratsherren zahlen besser,“ bemerkte der Frater, indem er einen forschenden Seitenblick auf seinen Vorgesetzten warf.

„Ihre Hände triefen von Gold,“ versetzte der Prior, „wenn man es versteht den Duell zu öffnen, und“ — seine Stimme sank zum Flüster-

ton herab — „das Wort unseres Klostergenerals in Leslau vermag uns von jeglichem Eid zu lösen.“

„Der Eid ist das wenigste,“ erwiderte der würdige Bruder Michael eben so leise, „das schlimmste bei der ganzen Sache ist der Umstand, daß die Hand, welche in den Beutel der Ratsherren greifen will, sich dem schneidigen Schwerte des Königs Kasimir preisgeben muß; denn diese plumpen Deutschen sind viel zu einfältig, als daß sie den Namen des Angebers vergessen und mit geheimen Schlingen ihr Opfer desto sicherer einfangen könnten. Wenn Ihr ein Wort verlauten laßt, so bescheiden sie Euch auf das Rathhaus und stellen Euch dort dem Gesandten des Königs gegenüber, und dann könnte es sich leicht ereignen, daß alles Gold der Welt für Euch unnütz wäre.“

„Das ist alles richtig,“ entgegnete der Prior mit schwerem Seufzen, „und doch wäre dies die herrlichste Gelegenheit, vielleicht gar ein wichtiges Privilegium zu erhaschen.“

„Die Zeit wird Rat bringen,“ versetzte Bruder Michael, „bis zum Domnik haben wir noch eine volle Woche Zeit, bis dahin können wir viel überlegen, und vielleicht bringt Bruder Felix noch wichtige Nachrichten.“

„Es bleibt nichts anderes zu tun übrig,“ erwiderte der Prior, „doch die Last dieses Geheimnisses drückt schwer und ich wollte sieben Tage lang keinen Wein trinken und kein Fleisch essen, wenn ich die Bürde glücklich abgewälzt hätte.“

„Vielleicht kommt uns ein guter Gedanke bei einem frischen Trunke,“ entgegnete Bruder Michael, indem er aufstand und den geleerten Krug ergriff, „ich werde gehen und das neue Faß anzapfen, das uns der Schiffer Merten Nyenkerke so geschickt hereingeschmuggelt hat.“

„Tue das,“ versetzte der würdige Prior, „es ist eine schwere Zeit, und wer, wie wir, zwischen zwei Feuern steht, dem ist ein kühler Trunk ein unabweisbares Bedürfnis.“

Bruder Michael ging; der Prior lehnte sich in den weichen Sessel zurück, faltete die Hände über dem wohlgenährten Bäuchlein und strengte

allen seinen Scharfsinn an, auf welche Weise er wohl die harte Nuß knacken könne, die einen so gleißenden goldnen Kern in sich schloß.

Doch je mehr er die Stirn rieb und alle Nebenumstände erwog, desto höher türmten sich vor seinen Augen die Schwierigkeiten auf, die den Weg zum Säckel der Ratsherren versperrten. Die Rache des Königs von Polen, des Bischofs von Kujawien, vielleicht gar eine Zitation nach Rom vor den päpstlichen Stuhl, das waren drei greuliche Drachen, die dem Prior selbst den herrlichen Trunk aus dem neuen Fasse verleiteten.

Als nun am nächsten Morgen der Pater Felix heimkehrte und vom Offizial auf dem Stolzenberge ein Schreiben brachte, welches den Prior sehr ernstlich ermahnte, dem löblichen Vorhaben des hochangesehenen Hauptmanns von Bronikowski allen und jeden Vorschub zu leisten, da entsagte Gregor Posnanita allen hochfliegenden Plänen und beschloß abzuwarten, ob nicht ein günstiger Zufall ihm Gelegenheit bieten werde, einen glücklichen Fischzug zu tun.

Rasch näherte sich nunmehr der Tag des heiligen Dominikus, an dem das älteste Kloster Danzigs an seinen zwanzig Altären die reiche Fülle seiner geistigen Gnaden gegen untadelhafte klingende Münze großmütig spendete.

Um möglichst vielen gläubigen Christen Gelegenheit zur Erlangung des weithin berühmten Ablasses zu bieten, hatten schon in frühen Zeiten die klugen Väter vom Orden des heiligen Dominikus auf den Ablasstag einen Jahrmarkt eingerichtet, der auf dem sogenannten Domniksplane am Hohentor abgehalten wurde. In der guten alten pommerellischen Zeit war dieser Plan, und noch viele andere liegende Gründe, Eigentum des bevorzugten Klosters gewesen. Aber schon während der Herrschaft des deutschen Ordens hatten Hochmeister und Rat im Bunde die unternehmenden polnischen Väter auf die Mauern ihres Klosters beschränkt.

Das tat jedoch ihrem Ablass keinen Abbruch, und dem Jahrmarkt noch viel weniger. Der letztere gewann im Laufe der Zeit eine wahrhaft großartige Ausdehnung und Bedeutung, und versammelte in jenen Jahren Kaufleute von allen Enden der damals bekannten Welt auf dem Platze neben dem Junkerschießgarten zu Danzig; denn an den Markttagen ruhten alle sonst so streng gewährten Vorrechte der Danziger

Bürger, denen ganz allein jeglicher Kauf und Verkauf in den Mauern der Stadt vorbehalten war, und der ausgedehnteste Freihandel trat an die Stelle jener engezogenen Schranken, innerhalb deren jedoch der Wohlstand der strebsamen Stadt so mächtig emporblühte.

In den ersten Tagen des August und noch früher, naheten dem alten runden Turme bei Weichselmünde, der damals das einzige Bollwerk zur Sicherung der Weichseleinfahrt bildete, in kleinerer und größerer Zahl, auch einzeln, die Schiffe, deren Kiel die fernsten Meere durchfurcht hatte. Aus Lissabon, von der spanischen und französischen Küste, von Schottland, von Flandern und Brabant, von den nördlichen Niederlanden, den skandinavischen Reichen, von Rußland und Livland kamen die kühnen Seefahrer herbeigezogen und führten auf schwanker Planke die Schätze fremder Länder mit sich, die sie auf dem Domniksplan vertauschen oder in klingende Münze umsetzen wollten. Von allen Völkern blieben nur des Krieges wegen die Engländer aus, die sonst ganz besonderen Eifer entwickelten, ihre Laken, d. h. Tuche, in Danzig feilzubieten.

Nicht weniger großartig war der Zug von der Landseite her. Auf der großen Straße von Dirschau über Praust nach Danzig naheten die befreundeten Genossen aus den preußischen Schwesterstädten, aus Thorn, Kulm, Heilsberg, Elbing, Braunsberg und den zahlreichen Landstädten, in denen deutsche Eingewanderte die Sitten ihres Heimatlandes treu gegen polnische Anmaßung und Leichtfertigkeit bewahrten. Es naheten aber auch in dichten Scharen die übermütigen Großpolen mit ihrem bettelhaften Prunk, die Litauer, die Ungarn, die Böhmen und Schlesier, ja sogar Armenier werden uns unter den preußischen Handelsgästen namhaft gemacht. Von Langfuhr und Oliva her kamen in geringerer Zahl die Pommern, in ansehnlichen Scharen die Freunde von der Hansa, von Lübeck, Bremen und von Wismar gezogen; auch zur See waren die Hanseaten zahlreich vertreten; mit den Bewohnern der Seestädte erschienen auch Gäste aus Westfalen, aus Köln und aus süddeutschen Städten.

Wie flutete das Leben in den Straßen der reichen Stadt! Wie boten die Bilder, bunt und seltsam wechselnd, sich dem staunenden Auge! Welch ein Gemisch von Sprachen füllte in den verschiedensten Tönen das

verwirrte Ohr! Nur eine Bürgerschaft, welche sich ihrer überlegenen Kraft und Macht sicher bewußt war, konnte eine solche Menge unruhiger Gäste ohne Sorge in ihre Mauern aufnehmen und ihnen gestatten, sich aufs freieste darin zu bewegen. Kein Gebot zog den Gästen Schranken in betreff ihres Aufenthaltes, keine Straße, kein Platz, keine Kirche war ihnen versperrt, sie waren so unbehindert, wie diejenigen, welche ihr Feuer auf dem eigenen Herde anzündeten.

Ein aufmerksames Auge hätte freilich ohne besondere Mühe erkennen können, daß die Wachsamkeit der Obrigkeiten nicht einen Augenblick ruhte, und der Umstand, daß jeder Bürger auch ein wohlgerüsteter und erprobter Kämpfer war, stellte im Fall der Noth dem Räte an allen Enden zahlreiche Streitkräfte zur Verfügung.

Besonders in diesem Jahre hatte man ein scharfes Auge auf die Fremden, vorzüglich die Polen, die sich in auffallend großer Zahl eingefunden hatten und durch ihr trotziges und eigenmächtiges Auftreten den Unwillen der Einheimischen und der Gäste in gleichem Maße erregten.

Verdächtig wurden auch die Dominikanermönche, deren unsaubere Gestalten man in allen abgelegenen Gassen umherschleichen, sich an das niedrige Volk drängen und in den Häusern lange Unterredungen halten sah. Ihre Klosterpforte in der Korkenmachergasse war in den Tagen, die dem Jahrmarkte unmittelbar vorausgingen, zu allen Zeiten von polnischen Gästen belagert. Daß die frommen Väter durch ihre heimlichen Reden Aufruhr anzuzetteln sich bemühten, wurde dem Räte von mehreren Seiten gemeldet.

Herr Heinrich Falk ließ die Mönche gewähren, denn er hoffte, daß sie bei dieser Gelegenheit sich genugsam gegen die weltliche Obrigkeit vergehen würden, um die Durchführung einer scharfen Maßregel zu gestatten, welche der erste Bürgermeister bereits in der Stille gegen sie vorbereitet hatte.

Sobald die ersten Sonnenstrahlen am fünften August den Himmel färbten und das nächtliche Dunkel aus den Gassen der Stadt verschleuchten, gaben die Glocken der Dominikaner das Zeichen zum Beginn

der Ablasserteilung, und die Klosterpforten wurden weit aufgetan, um sich an diesem Tage erst in später Abendstunde wieder zu schließen.

Sogleich füllten sich die weiten Räume der Klosterkirche mit Bußfertigen, und die Mönche hatten zu tun, dem Andrang nur einigermaßen Genüge zu leisten und die reiche Ernte einzuheimsen, die an diesem einen Tage für das ganze Jahr eingesammelt werden mußte, denn der Ablass bildete die Haupteinnahme des Klosters, seit man seine liegenden Gründe eingezogen hatte.

Fast zu gleicher Zeit eröffnete der Ratsherr Johann Eidinghausen den Jahrmarkt, und wer mit dem Ablass versehen war, eilte auf den Domniksplan, um hier nach Kräften für seine leibliche Wohlfahrt zu sorgen.

In früheren Jahren hatte man in den Tagen des Jahrmarkts niemals tiefgreifende Störungen zu verzeichnen gewußt; innerhalb der Geleise, die von dem Danziger Rat vorgezeichnet waren, bewegte sich der reiche Strom des geschäftigen Lebens dem vorgemerkten Ziele zu. In diesem Jahre mußten schon um die neunte Morgenstunde die Stadtwachen einschreiten, um einen ernstlichen Zwist zwischen Polen und Schotten zu schlichten. Kurz nach Mittag wiederholte sich der Streit, da von beiden Seiten Verstärkungen herangezogen waren, und bei dieser Gelegenheit kamen einige Kugelbüchsen zum Vorschein, deren die Polen sich gegen ihre Feinde bedienten.

Diese Kugelbüchsen, die vermitteltst einer Lunte abgefeuert wurden, gehörten damals noch zu den Waffen, welche meist nur dem Namen nach bekannt waren; daß die polnischen Gäste sich deren bedienten, erschien in so hohem Grade auffallend und bedenklich, daß die Bürger ihre Waffen bereit hielten, und der Rat für die späten Nachmittagsstunden eine Sitzung einberief, um die gegenwärtige Lage der Stadt zu prüfen und die notwendigen Maßregeln zur Erhaltung der Ruhe zu beraten.

Der Vorsicht wegen berief ein Befehl des ersten Bürgermeisters einen Teil der Ratswache unter Führung Konrad Flemmings in die untere Halle des Rathauses, um die Versammlung gegen jede Störung zu sichern.

Die Krieger hatten auf den Bänken Platz genommen, die in der Halle aufgestellt waren, ihr junger Anführer lehnte in der geöffneten Thür und schaute in die wogende Menge, die in der Langgasse sich drängte.

Konrads Antlitz war nicht so heiter, als an jenem Tage, wo der goldene Reif des Maigrafen seine Stirn schmückte. In den Wochen, die seit jenen schönen Stunden fliehend dahinjagten, hatte eine längere Ruhe ihm die Verhältnisse klar vor das Auge treten lassen, die im Sturm der Ereignisse sich so überraschend gebildet und den Fremdling mit festen Banden an das große Gemeinwesen geschlossen hatten, in dem er selber nun seine Bahn weiter zu wandeln versuchen mußte, wenn er zu einer Stellung gelangen wollte, die seinen Wünschen entsprach und ihn befähigte, als berechtigter Bewerber der Jungfrau zu nahen, ohne welche er sich kein Glück des Lebens mehr denken konnte.

Doch welcher Weg stand ihm, dem besizlosen Fremdling, in einem Gemeinwesen offen, das auf den Erwerb zeitlicher Güter gegründet war, und in welchem naturgemäß einem jeden seiner Mitglieder seine Stellung nicht allein nach seiner Geburt, sondern auch besonders nach seinem Besitzstande angewiesen wurde? Und wenn Konrad in sich selbst auch das Bewußtsein nährte, daß sein Stamm ein edler sein müsse, so konnte er damit doch nicht die spöttischen Worte seiner Feinde zum Schweigen bringen, die sich darin gefielen, dunkle Gerüchte über seine unbekannte Herkunft auszusprengen und den so leicht verletzten Stolz der Bürger auf ihre alten reinen Sitten und ihre persönliche, fleckenlose Ehre aufzuregen. Schon waren gelegentlich einige Äußerungen an Konrads Ohr geschlagen, die für den Augenblick ihn antrieben, sein Roß zu satteln und in die Ferne zu ziehen, und alle herzliche Freundschaft der wackersten Männer hatte nicht vermocht, den Stachel aus seinem Herzen zu ziehen, der sich desto tiefer einsetzt, je mehr die Brust ihres eigenen Wertes sich bewußt ist.

Noch wäre das junge Herz bei aller seiner tiefen glühenden Empfindung stark genug gewesen, zu entsagen und eine Stätte zu fliehen, wo demütigende Kränkung selbst dem redlichsten Willen und den hervorragendsten Leistungen bereitet sein konnte, wäre Konrad noch im Un-

gewissen darüber gewesen, ob Hedwigs Herz ihm gehöre. Doch aus tausend Worten und Blicken hatte ihre Liebe zu ihm geredet und ihm die schmerzlichsüße Gewißheit gegeben, daß jenes holde Leben mit ihm durch Bande verknüpft sei, die nicht zerreißen konnten, ohne das Dasein selber in seinen Grundfesten zu erschüttern, wo nicht gänzlich zu vernichten. Und dieses Bewußtsein fachte seine Sehnsucht zu einer Blut an, die sein Herz heimlich erzittern ließ und seine Standhaftigkeit und seinen Gleichmut auf eine harte Probe stellte.

Schwere Stunden waren es, unter deren Druck seine junge Seele sich unwillig beugte. Hätte seine Hand das Schwert erfassen und mit schneidiger Klinge sich die gewünschte Bahn eröffnen können, jede Mühsal, jeder Kampf hätte ihn freudig und willig gefunden; hier aber galt es, zu dulden und zu schweigen und des bessern Geschickes zu harren, einsam und ohne allen fremden Trost; denn wiewohl Konrad dem Freunde Ebert sein ganzes und volles Vertrauen schenkte, so hatte er es doch nie über sich gewinnen können, auch nur das kleinste Wort über seine Liebe kund zu geben; wie ein Verrat an einem Heiligtume wäre ihm das erschienen.

Während solche Stürme in Konrads Herz tobten und gewaltfam an den Schranken rüttelten, die sein fester Wille aufgerichtet hatte, schien es, als wenn ein feindseliges Verhängnis alle Manneskraft der heißen jungen Brust in die Schranken fordern und seine Selbstherrschung auf eine Folter spannen wollte, die einen gewaltsamen Ausbruch der empörten Leidenschaften nur von dem Augenblicke abhängig machte.

In den Mauern der Stadt erschien der Feind, dem Konrads Schwert auf der Brücke von Marienburg den Bruder getötet und das gierig bewahrte Opfer entrißen hatte. Er kam als Gesandter des Königs von Polen und war als solcher eine unverletzliche Person, gegen welche eine deutsche Hand das Schwert aufzuheben, sich nie bereit finden ließ.

Bisher war Konrad dem Hauptmann von Bronikowski, so oft derselbe in Danzig erschien, geflüchtig aus dem Wege gegangen. Aber ließ ein Zusammentreffen sich immer vermeiden? Und wenn dies nicht

zu ermöglichen war, welche Folgen mußten da als die unseligen Früchte einer blutigen Saat erscheinen?

Von seinem Stande an der Thür des Rathhauses schaute Konrad teilnahmslos auf die Gestalten, die der Augenblick vorüberführte; seine Gedanken wurden nicht gefesselt durch die bunten Trachten, die fremden Gesichter, die sich vorüberdrängten; ihm war eine andere Welt in seinem Innern aufgegangen, die ihn in ihren Schranken gefesselt hielt.

Doch nun leuchtete sein Auge plötzlich hell auf und warmes Leben zuckte über die teilnahmslosen Züge und rief ein leises, freundiges Lächeln auf seine Lippen. Am Arm einer Freundin kam die Geliebte vorübergegangen; sie sah ihn nicht, doch sein Blick konnte sich mit Entzücken an an den rosigten Wangen weiden und auf den süßen Lippen ruhen, die mit holdem Geplauder der Freundin zugewendet waren.

Wie der Strahl der Frühlingssonne mit himmlischem Lichte aus der Wetterwolke hervorbricht und die dunklen Fluren mit dem Abglanze der ewigen Klarheit füllt, so leuchtete Konrads Antlitz im Widerschein der seligsten Empfindungen.

Aber kein Blickstrahl kann jähler den Blütenzweig in eine formlose Mißgestalt zertrümmern, als plötzlich der wildeste Haß Konrads Züge durchfurchte und alles Blut aus seinen Wangen und seinen Lippen trieb.

In geringer Entfernung sah er den polnischen Hauptmann den beiden Jungfrauen folgen, den stechenden Blick auf die holden Gestalten gerichtet, wie der schleichende Wolf das nichts ahnende Reh mit seinen Augen verschlingt, bevor er mit widrigem Geheul heranstürzt.

Die Knie fühlte Konrad unter sich erbeben; einen kurzen Augenblick zügelte er mit übermenschlicher Kraft die aufflammenden Leidenschaften seiner Brust und folgte mit seinen Blicken bewegungslos den vorüberwandelnden Gestalten; als des Polen Hand aber, gleichviel in welcher Absicht, nach dem Gürtel zuckte, wo ein goldgezierter Dolch hing, da überströmte die hochgeschwellte Flut in Konrads Herzen jede Schranke; er verließ seinen Platz und folgte dem Polen auf dem Fuße nach, die Hand am Schwertgriff; eine einzige verdächtige Bewegung, und Wladislaus von Bronikowski lag mit gespaltenem Schädel auf dem Straßen-

pflaster, hätte auch König Kasimirs eigene Hand den Schild mit dem weißen Adler über sein Haupt gehalten.

Hunderte von Handelsgästen und von Einheimischen kamen die Langgasse dahergegangen, in eifriger Rede verhandelten sie ihre Geschäfte, ihren Gewinn oder ihren Verlust, ihren Abfaß und ihre Reisen; mancher von ihnen sah die Jungfrauen und die Männer vorüberschreiten, und niemand ahnte, daß das Blut der beiden Krieger heiß durch die Adern jagte und sie blind machte gegen alles andere, was sie umgab.

In fröhlichem Geplauder, an Hedwigs elterlichem Hause vorüber, legten die beiden Jungfrauen den Weg zum Hohentor zurück. Bald zur einen, bald zur anderen Seite wichen sie aus, hier einem behäbigen, wohlbedächtigen Niederländer in seinen haushigen reichen Gewanden, dort einem fröhlichen Gaste vom schönen Rhein, der sein Liedchen trällerte; mehrfach wandten sie sich stolz von einem zudringlichen Polen ab, wie solche zahlreich mit schwarzen, unstätigen Augen und flüchtigen Schritten dahineilten.

Auf dem Domniksplan am Hohentor wurde das Getümmel immer bunter und immer dichter, nur langsam war das Vorwärtskommen, und kaum konnten die Freundinnen in der Nähe des Schießgartens die Bude des Kölner Goldschmiedes ausspähen, bei dem sie einige Kleinode sich erwerben, und an der zierlichen Pracht der übrigen sich erfreuen wollten.

Meister Jodokus Kempfer aus Köln führte eine kunstreiche Hand, und fand bei jedem Domnik zahlreiche Käufer. Auch heute umstanden viele Gäste seine Bude, in welcher der Meister mit seiner freundlichen Hausfrau und seinen drei Söhnen kaum der Nachfrage zu genügen imstande war.

Hedwig und ihre Freundin traten zu einem Glaskasten voll goldener Ringe, die den Schmuck der Perlen und Edelgesteine durch geschmackvolle Fassung aufs anmutigste hervorhoben und den Sinn der Käufer und Käuferinnen ebenso sehr reizten, wie die einladenden Worte der gewandten Rheinländer.

Was hatte der Pole vor, als er wenige Schritte von den Freundinnen entfernt stehen blieb und langsam mit der Rechten den Griff der Waffe faßte, die unter dem kurzen schwarzen Sammetmantel halb ver-

horgen an der zierlichen Kette seines Gürtels hing? Konnte die Leidenschaft ihn so weit hinreißen, daß er den Dolch gegen eine Jungfrau aufheben wollte, hier im Gedränge, wo niemand sagen oder auch nur vermuten konnte, wessen Hand den verruchten Stoß geführt?

Schon hob Bronikowski den Fuß und Schritt behutsam in der Menge vorwärts; die funkelnden Augen waren nicht auf das Opfer gerichtet, scheinbar gleichgültig spähten sie nach den Handelsgästen neben der Goldschmiedsbude, sie wandten sich auch einmal zur einen, zur anderen Seite — da begegneten sie den flammenden Blicken eines Antlitzes, vor dessen furchtbarem Ausdruck der Pole bebend zurückschreckte. Er tauchte wie ein Aal in die Menge ein, er war verschwunden, bevor der Mund sagen konnte, wohin. Kein Gedränge, keine außergewöhnliche Bewegung verriet den Weg, den er genommen.

Doch schon in kurzer Entfernung wurde der hübsche Kopf mit der gleißenden Miene wieder sichtbar; Bronikowski sah, wie Konrad Flemming näher zu den Freundinnen trat, um in jedem Augenblicke ihnen schützend nahe sein zu können; da glitt ein frohlockendes, wildes Lächeln über sein Gesicht, er wandte sich um und drängte sich durch die Menge, die er ohne große Rücksicht teilte und bei Seite schob, dem Eingange der Langgasse zu, augenscheinlich unwillig, daß so mancher Wanderer, mancher Handelsgast, mancher Lastträger seinen hastigen Gang merklich hemmte.

An der Bude des Goldschmieds wurde Handel und Wandel plötzlich arg gestört.

„Haltet den Litauer! Dort den schmutzigen Buben! Er stahl mir die goldene Spange!“ rief Frau Kempfers helle Stimme.

Die Männer griffen den Dieb, der sich mit wütender Anstrengung zu befreien suchte; einige Landsleute unterstützten ihn, andere kamen den Kölnern und ihrer Partei zu Hilfe; eine tobende Kauferei entstand, ein Drängen, Stoßen und Zerren in immer größerer Ausdehnung.

Erschreckt flüchteten die Frauen, um sich aus dem Gewühl zu retten. Hedwig eilte den hohen grünen Büschen des Schießgartens zu und erreichte sie unbehindert. Doch nach ihrer Freundin sah sie sich vergebens um, das Getümmel hatte sie von ihr gerissen, und wie wäre es möglich gewesen, in diesem tobenden Haufen nach ihr zu suchen?

Lauter und wilder scholl der Lärm, Schwerter blitzten und Wehegeschrei ertönte. Ängstlich schaute Hedwig sich nach einem Zufluchtsorte um. Friedlich und sicher lag im tiefen Schatten seiner hohen Büsche, seiner breitgekrönten Bäume der Junkergarten in geringer Entfernung vor ihr, und ein breiter schattiger Weg führte in Windungen hinter der Budenstadt des Domniksplanes zu seinem Eingange. Keines Menschen Fuß betrat heute diesen Weg, der keine Buden mit anlockenden Waren und beredten Verkäufern aufzuweisen hatte. Hedwig beschloß, sich im Junkergarten aufzuhalten, bis die Unruhe sich gelegt habe.

Die Eingangshalle war bald erreicht, die Thür ließ sich leicht öffnen. Hedwig durchschritt die Halle und suchte den dunkelen Schatten der uralten Linde, die von den Zeiten noch zu erzählen wußte, wo ringsumher statt der Steindächer die mächtigen Waldbäume gen Himmel ragten und das scheue Wild an den moosigen Stämmen sich friedlich lagerte.

Der Garten lag in völliger Einsamkeit, nur gedämpft klangen die Stimmen der Streitenden vom Domniksplan herüber. Aufatmend setzte Hedwig sich auf die Bank an der Stadtmauer, die sich hinter dem Stamm der Linde befand. Aus dem zierlichen Ledertäschchen, das sie am Gürtel trug, zog sie den Ring hervor, den sie soeben erstanden, und schob ihn betrachtend auf die Finger ihrer weißen Hand. Ein grüner Stein schmückte den goldenen Reif; grün war die Farbe der Hoffnung, und eine blaue Feder trug Konrad auf dem Helme an jenem Tage, als seine siegreiche Hand die Krone des Maigrafen errang; Hoffnung und Treue, die beiden Schwestern mußten Hedwigs Herz trösten, dem jezt manchesmal hange Stunden nahten, wie sie solche nie zuvor gekannt. Seit dem hellen Jubel jenes wonnigen Maitages saß sie oft sinnend und träumend, ihre Lieder schwiegen in den Räumen des väterlichen Hauses, und das Haupt ruhte auf der stützenden Hand.

Von der Halle her klang leise die Thür und Schritte nahten. Erschreckt ließ Hedwig den Ring in ihr Täschchen gleiten und schaute bang-erwartend hinter der Linde hervor. Wie eine süße Ahnung zitterte es durch ihre Brust — ja, es war der Ersehnte, Konrad war es, der zu ihr unter die Linde trat.

Das Bewußtsein, unter dem Schutze des Tapfersten zu stehen, der in den Mauern der Stadt weilte, erhöhte noch die Wonne, welche die Gegenwart desjenigen mit sich führte, dessen Bild nicht mehr aus ihrer jungen Seele weichen wollte, sei es in den Stunden, in welchen der goldige Sonnenstrahl auf den Giebelböckern, auf den Steinbildern der Häuser spielte oder am trüben Himmel die dichtgeballten Wolken regenschwer sich dahinwälzten, sei es in den einsamen Träumen der Nacht, wenn sie unter ihrem dunklen Gewande alle Formen und Gestalten verbarg, oder das bleiche Mondlicht ausgoß, das neue Bilder schuf und dem eilenden Gedanken seine leise zitternden Flügel bot.

Viel hundertmal hatte Hedwig sehrend gewünscht, das schöne Antlitz ihres Maigefährten zu schauen; nun er vor ihr stand, konnte sie das Auge nicht mehr so frei erheben, wie sonst zu allen Stunden, und als sie doch aufschauen mußte, ihn zu begrüßen, da begegnete sie einem Blicke, so tiefer Traurigkeit voll, daß sie zusammenschrak und den Gruß vergaß, der auf ihrer roßigen Lippe schwebte. Ängstlich fragend schaute sie ihn an, dann sagte sie beklommen:

„Wenn Euer Wort es mir auch nicht verriet, so lese ich doch in Euren Mienen, daß Ihr ein Leid im Herzen tragt. Das schmerzt auch mich! Zur Maienzeit habt Ihr mir die Hälfte Eurer Ehre und Eurer Freude gegeben, laßt mich nun auch den Kummer mit Euch teilen, vertraut mir, was den Blick Eures Auges so mit Schmerz tränkt, daß ich weinen möchte, noch ohne zu wissen warum.“

„Ich will Euer Begehr erfüllen,“ entgegnete Konrad, „und vielleicht könnte es sein, daß ein Teilchen meines Schmerzes nun auch bei Euch sich einniste, denn nur deshalb bin ich Euch an diesen Ort gefolgt, weil ich die Gelegenheit ergreifen mußte, die wohl niemals wiederkehrt. Ich komme, Hedwig, um Euch Lebewohl zu sagen, vielleicht das letzte!“

Auf den Wangen der Jungfrau erblickten die Rosen. „Lebewohl wollt Ihr mir sagen? Und vielleicht das letzte?“ erwiderte sie erschreckt, „o sagt mir, warum wollt Ihr unsere Stadt verlassen, in der so viele Herzen für Euch schlagen?“

„Nicht mein Wille ist es, der mich fortreibt,“ versetzte Konrad, „sondern mein Geschick. Ich muß hinaus in die Welt, ich muß um

Glanz und Ehre und um Güter werben, nach denen mein Herz nicht fragt, und deren ich doch nicht entbehren kann.“

Schüchtern und zögernd, mit einem Blicke, der in Tränen schwamm, entgegnete Hedwig: „Warum wollt Ihr Eurem eigenen Herzen widerstreben? Ist es auch recht, daß Ihr von Freundestreue lassen und leeren Schein dafür eintauschen wollt?“

Bewegt blickte Konrad in die tiefen blauen Augen, die mit heißer Bitte zu ihm redeten. „Ich kenne eine Perle,“ versetzte er, „sie muß mein eigen werden, wenn je ein Glück mir lächeln soll. Sähe ich sie aber in fremder Hand, viel lieber wollte ich mein Auge auf ewig schließen und lieber den Tag meines Lebens enden, als die Sonne meiner Hoffnung sinken sehen. Um diese Perle muß ich werben, und nicht das Schwert kauft sie mit tapferen Thaten, wie Ihr wißt, sondern um Perlen feilscht man hier mit gleißendem Golde, dessen Herrschaft in diesen Mauern die höchste ist. Nicht Bettlerhand darf sich nach ihnen ausstrecken.“

Hedwig senkte den Blick, als sie leise erwiderte: „Nach Perlen taucht der Kühne in die Tiefe hinab, sie gehören der Hand, die sie zu erlangen mußte.“

„Nicht der kühnen Hand,“ entgegnete Konrad, „sondern nur dem Glanz des Goldes fügt die Perle sich ein, nur da trifft sie nicht der spöttische Blick, dessen Gift ihren Glanz verdunkelt. Ich aber muß fort, hinaus aus diesen Mauern, die mich erdrücken; nur als Gebieter kann ich hier weilen, nicht als Knecht. Ob Wiederkehr mir beschieden ist, wer will es sagen? Die Hoffnung des Herzens stirbt nur, wenn es selbst nicht mehr schlägt. Doch sollte ich wiederkehren, ein Gesegneter des Glücks, werde ich die Perle wiederfinden und werde ich ihr zu Füßen legen dürfen, was die Huld der Heiligen mir gewährt?“

„Perlen sind Tränen,“ erwiderte Hedwig, „Eure Perle wird zur Träne werden, bis Ihr wiederkehrt und sie wieder leuchten darf. Nie, nie werdet Ihr Eure Perle in fremder Hand schauen!“

„So werde ich freudig von dannen ziehen,“ entgegnete Konrad, „und mit dieser Hoffnung im Herzen wird mir auch der Tag der Wiederkehr erscheinen. Sobald die Polen die Stadt verlassen haben,

gürte ich mein Schwert und sattle mein Roß. Unter der Linde hat mein Herz süße Hoffnung getrunken. Wenn ein Bote kommt und Euch von der Linde singt, gedenket daran, Hedwig, daß dann die Hoffnung blüht! Die Treue aber stirbt nimmermehr!“

„Nimmermehr!“ versetzte Hedwig, „auch im Tode nicht!“

Sie reichte dem Geliebten ihre Hand, Konrad drückte sie an sein Herz, an seine Lippen, er küßte die Träne, die auf ihr funkelte.

Seine Blicke folgten der Jungfrau, als sie von dannen eilte; er ging ihr nach und sah sie in der Langgasse verschwinden. Nur wenige Augenblicke bedurfte sie, um ihres Vaters Haus zu erreichen.

Die widerstrebendsten Gefühle bewegten Konrads Brust. Ohne gefunden zu haben, was er suchte und erwartete, trieb sein Geschick ihn wieder aus Danzig fort, denn nur als Gleichberechtigter konnte es ihm selber erträglich sein, unter diesen altangesessenen Geschlechtern zu leben, deren ausschließende Erwerbstätigkeit oftmals nicht zu seinem ritterlichen Wesen stimmen wollte. Der Gedanke, von Hedwig scheiden zu müssen, war des tiefsten Schmerzes voll, doch das Bewußtsein, daß ihm allein ihre Liebe und Treue gehöre, erfüllte sein ganzes Herz mit einer Seligkeit, daß es ihm scheinen wollte, als könne im Besitze dieses Schatzes keine Mühe mehr schwer und kein Hindernis unüberwindlich sein, und wenn das verheißene Ziel auch noch in unabsehbare Ferne gerückt war, so hatte sein Leben nun doch einen Mittelpunkt gewonnen, und seine Taten einen Zweck.

Lebhafte schrille Töne einer Glocke, deren Klang Konrad noch nie vernommen, riefen seine fern schweifenden Gedanken zur Wirklichkeit zurück. Das Geläut tönte vom Turm des Rathauses her, und mit Bestürzung erinnerte Konrad sich jetzt, daß er einen wichtigen Platz unbedacht verlassen habe. Dumpfer Lärm folgte unmittelbar auf die Glockentöne, Schüsse knallten in der Ferne, aus den Häusern stürzten die Bürger mit Wehr und Waffen hervor, sie rissen die Roßse aus den Ställen, schwingen sich hinauf und jagten davon, daß die Funken aus den Steinen sprühten, denn des Bürgermeisters Notglocke rief zum Rathause.

Konrad Flemming erfaßte den Steigbügel eines Rosses, auf dem ein

Bürger die Langgasse hinauffprengte, und kam in vollem Laufe mit diesem zugleich vor dem Rathause an.

Auf der Treppe desselben tobte ein heftiger Kampf. Zahlreiche Polen schwangen ihre blitzenden Klingen und stürmten gegen den Eingang der großen Halle, die von den ihrigen bereits gänzlich erfüllt war. Es mußte drinnen große Not sein, denn immer heftiger tönte die Notglocke auf dem schlanken Turme in die Abendluft hinein.

Von der Not des Augenblicks und noch mehr von dem Bewußtsein seiner eigenen Schuld aufs heftigste angefeuert, stürzte Konrad mit hochgeschwungener Klinge sich in die Polen und brach sich eine blutige Bahn; bewaffnete Bürger folgten ihm, sie stießen mit ihren schneidigen Hellebarden alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte, und da von allen Seiten jetzt bewaffnete Hilfe herbeiströmte, so erhob sich ein wildes Geschrei unter den Polen, das sogleich die Wut des Angriffs hemmte. Noch wenige Minuten schwankte der Kampf, dann flohen die Polen nach allen Richtungen auseinander; die Halle des Rathauses leerte sich, die Tür, die Treppe wurde frei und sofort drängten die Bürger sich dem Platze zu, den der flüchtende Feind verließ.

Konrad Flemming war der erste, der die blutübergossenen Stufen der kurzen Treppe hinaufeilte, und die Schwelle des Rathauses überschritt. Polen und Krieger der Ratswache lagen erschlagen auf den breiten Fliesen der Halle, in derselben war die Zahl der Toten noch größer. Neben der Treppe, die zu den Sitzungssälen hinaufführte, war ein Ratsherr schwerverwundet zusammengebrochen, und die letzten wenigen Krieger der Ratswache standen noch auf den Stufen, die sie mit ihren Leibern gedeckt hielten, als könne noch einmal der Angriff sich erneuern. Hinter den Kriegern stand Johann von Schauen, die blutige Hellebarde eines Gefallenen in der Hand, auch Herr Heinrich Falk und die Mehrzahl der Mitglieder des Rates.

Ohne Zuruf sahen die Krieger der Ratswache ihren jungen Anführer nahen, der ihnen in der Stunde der Not nicht zur Seite gestanden hatte.

Der erste Bürgermeister kam in großer Aufregung und mit finstern Gesicht die Treppe herab. Mit einem Blicke, in dem sich keine Spur

mehr des früheren Wohlwollens zeigte, trat er dem Bannerherrn gegenüber.

„Ihr habt den Posten verlassen, den ich selbst Euch angewiesen,“ sprach er mit heftigem Ton, „ich fordere Euer Schwert, Ihr seid des Rats Gefangener.“

Sichtlich zuckte Konrad zusammen; doch das Bewußtsein seiner schweren Schuld raubte ihm diesem Manne gegenüber alle Festigkeit. Schweigend löste er den Schwertgurt und reichte die treue Waffe dem Bürgermeister dar.

„Noch heute werdet Ihr Euer Urtheil vernehmen,“ sagte der strenge Richter und wandte sich um. „Herr Johann von Schauen“, redete er diesen an, „Euch als dem derzeitigen Herrn der Wedde übergebe ich den Gefangenen, laßt ihn scharf bewachen und beruft die Richter, sobald die Stadt beruhigt sein wird.“

Er rief den wenigen Bürgern, die Zeuge dieses Auftritts gewesen waren, den Befehl zu, ihn zu begleiten, und entfernte sich rasch mit ihnen.

Konrad Flemming wurde in eins der Gefängnisse geführt, die in den Kellerräumen des Rathhauses eingerichtet waren.

Vor dem Hause auf der Langgasse und dem Langenmarkt fand Herr Heinrich Falk bereits mehr als tausend bewaffnete Bürger. Er sandte sie in einzelnen Abtheilungen an die wichtigsten Plätze der Stadt, er gebot, die Straßen durch vorgezogene Ketten zu sperren und die Tore zu schließen, und jeden Fremden niederzustoßen, der sich mit den Waffen in der Hand auf offener Gasse zeige.

Doch diese umfassenden Maßregeln erwiesen sich bald als unnötig. In wenigen Stunden war die Stadt so weit beruhigt, daß die bewaffneten Bürger entlassen werden konnten. Auf den Straßen hatte sich kein Feind mehr gezeigt; die Polen, welche nicht unter der Hand der erbitterten Bürger gefallen waren, hatten sich in das Dominikanerkloster geflüchtet, wohin die Bürger ihnen nicht folgen konnten.

Man stellte an verschiedenen Orten der Stadt und an den Toren Wachen in bedeutender Stärke auf, ließ durch ausgehängte Pechpfannen sämtliche Gassen die ganze Nacht hindurch erleuchten, und schritt nun sogleich dazu, die Ursachen des Aufstandes zu untersuchen. Doch waren

schon die späteren Stunden der Nacht herangekommen, als man das Verhör der Ratswachen begann.

Allen Einwohnern und Gästen war geboten, die Häuser nicht zu verlassen. So kam es, daß bald nach der heftigen Aufregung alle Gassen in tiefer Ruhe lagen und nur die düster qualmenden Pechpfannen noch darin erinnerten, daß etwas Außergewöhnliches geschehen war.





Achtes Kapitel.

Die Wedde.

In dem großen Remter des Rathhauses zu Danzig verloschen in dieser Nacht die Kerzen nicht, welche auf den fünfarmigen Leuchtern den weiten hohen Raum nur mit einem düstern, schwankenden Lichte matt erhellten. Unter dem Vorsitze des Rathherrn Johann von Schauen tagte hier das Gericht der Wedde, das aus zwölf Rathsherren bestand und in der damaligen Zeit über alle Vergehen und Verbrechen, die in den Straßen der Stadt begangen waren, in erster und einziger Instanz sein Urtheil fällte, das binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werden mußte.

An dem einen Ende des Saales im Halbkreise saßen die Richter; streng, fast hart war der Ausdruck ihrer ernstest Mienen, und wahrhaft finster schaute der Vorsitzende darein. Wer hier für schuldig befunden wurde, der brauchte nicht auf Gnade zu rechnen.

Krieger mit Schwertern und Hellebarden standen zu beiden Seiten der Richter, neben der großen Thür und neben der kleinen Pforte, in welche diejenigen eintraten, welche aus den unterirdischen Gefängnissen heraufgeführt wurden.

Es war um die elfte Stunde der Nacht, als an dieser Stelle Konrad Flemming vor seine Richter trat.

Mit finstern Blicke maß Johann von Schauen die hochaufgerichtete Gestalt Flemmings, der fest und ernst und ohne ein Zeichen der Furcht ihm gegenüber stand. Dann begann er sein Verhör, indem er sagte:

„In dieser Halle tagte heute der gesamte Rat, um über den Schutz der Stadt und die Sicherheit seiner Bewohner Anordnungen zu treffen. In den Gassen, auf den Märkten und in den Klöstern wogte eine unruhige Menge fremder Gäste, deren Absichten wir nicht kannten, deren guten Willen, der Mehrzahl nach, wir noch nie erfahren haben. Zum Schutz des Rates hatte der Befehl des ersten Bürgermeisters die Wachen an den Eingang der Halle gestellt, und Euch ehrenvoller Weise zu ihrem Anführer bestellt. Ihr habt das Vertrauen, das man in den redlichen Willen des reich bedachten Fremdlings setzte, schnöde gemißbraucht, Ihr habt Euren Posten verlassen und habt dadurch den Rat der Stadt dem Überfall seiner Feinde preisgegeben. So sagen die Zeugen gegen Euch aus, die wir vernommen, zwanzig an der Zahl, redliche mit keinem Makel behaftete Männer, zum Teil Bürger dieser Stadt. Was habt Ihr auf diese Anklage zu erwidern?“

Eine leise Röthe der Scham überflog das Antlitz Flemmings. „Ich habe meinen Posten unbedacht verlassen,“ entgegnete er, „doch nicht ohne die dringendste Veranlassung.“

„Wohl mag für Euch die Veranlassung eine dringende gewesen sein,“ versetzte Johann von Schauen zornig, „denn dem Polen Bronikowski seid Ihr gefolgt, und Teilnehmer waret Ihr an dem Verrat, der uns vernichten und unsere Stadt den Feinden überliefern sollte!“

„Wer beschuldigt mich dessen?“ rief Flemming in der höchsten Entzündung, „nennt mir den ehrlosen Verläumder! Stellt ihn mir gegenüber und laßt mich ihm ins Antlitz schauen!“

„Wollt Ihr leugnen,“ erwiderte der Richter, „daß Ihr Euren Platz verließet, gerade als der Pole an der Thür des Rathhauses vorüberschritt? Wollt Ihr leugnen, daß Ihr ihm in kurzer Entfernung folgtet?“

„Ich bin ihm nachgegangen,“ versetzte Konrad, „doch nicht um an seinem Verrate teil zu nehmen, sondern ihn zu verhüten!“

„Das klingt sehr wunderbar,“ entgegnete Johann von Schauen mit kaltem Spott, „dann werdet Ihr gewiß die Aussagen der Zeugen in willkommener Weise ergänzen können; niemand weiß zu berichten, wohin Ihr gegangen seid, wo Ihr Euch beim Beginn des Überfalls aufgehalten habt. Man sah Euch zuletzt in Gesellschaft des Polen Bronikowski auf

dem Donniksplan in der Nähe eines Auflaufs, der durch den Diebstahl eines Litauers veranlaßt wurde. Auch diesen Auflauf habt Ihr mit Euren Genossen wohl ins Werk gerichtet, um die Stadtwachen dorthin zu locken, denn Polen und Litauer sind bei allen Schandtaten von jeder Blutsfreunde gewesen.“

Bisher hatte Konrad mit Entrüstung die Anklage vernommen, welche gegen ihn ausgesprochen wurde; bei diesen letzten Worten des feindseligen Richters flog stolze Verachtung über sein männliches Antlitz. „Wenn Ihr die Absicht habt, mich durch Eure erdichteten Anschuldigungen eines Verbrechens zu zeihen, das Euch Anlaß gäbe, durch Euren Spruch Euch meiner zu entledigen,“ entgegnete er, „so spart Euch und mir die weitere Verhandlung! Fällt Euer Urteil, das schon im voraus bei Euch festzustehen scheint, bedient Euch der Gewalt, die ein jedes Recht zu beugen vermag! Ich bin kein Freund der Polen oder der Litauer, und habe nie einen Gedanken des Verrates gefaßt!“

„Nun“, entgegnete Johann von Echauen in zorniger Erregung, „wenn Eure Unschuld denn so fleckenlos ist, so sagt uns, wo Ihr weiltet, und aus welchem schwerwiegenden Grunde Ihr den anvertrauten Posten im Stich ließt!“

Flemming schwieg einen Augenblick, als wolle er seine Gedanken zusammenfassen, um in dieser schwierigen Lage einen Ausweg zu finden; dann versetzte er: „Mich binden die höchsten Pflichten, Euch die Antwort auf diese Frage zu verweigern; doch wiederhole ich, daß ich meine Stelle verließ, um einen schändlichen Verrat zu verhindern.“

Verächtlich zuckte Johann von Echauen die Achseln. „Glaubt Ihr,“ sagte er, „daß Ihr mit solchen wohlfeilen Ausflüchten das Vergehen beschönigen werdet, das Ihr selber eingesteht? Unsere Zeit ist gemessen, draußen harren die auf der Tat ergriffenen Polen ihres Urteils. Rennt Eure Entschuldigungen, wir werden sehen, wie schwer von Gewicht sie sind! Wo waret Ihr? Mit wem verhandeltet Ihr? Und wen könnt Ihr als Zeugen Eurer Aussagen vor unsern Richterstuhl rufen?“

„An dieser Stelle kann ich keine Antwort geben auf diese Fragen,“ versetzte Flemming mit dumpfer Stimme. „Pflichten, die heiliger sind, als jedes andere Gebot, schließen meinen Mund!“

„Besinnt Euch wohl!“ erwiderte Johann von Schauen, „haltet Ihr eine Möglichkeit in Euren Händen, von Eurem Haupte den Spruch des Gesetzes abzuwenden, so laßt den Augenblick nicht vorüberreichen, der Euer Geschick auf schwanker Wage trägt. Nichts Höheres konnte für unsere Stadt auf dem Spiel stehen, als das, was heute im blutigen Würfelspiel entschieden wurde. Verächtlich würde die Obrigkeit sein, die hier eine Schwäche oder eine ungerechte Schonung zeigte, sie würde dem Untergange der Stadt eine breite Bahn brechen. Wenn zu irgend einer Stunde, so müssen heute die Gesetze ihre Kraft zeigen, denn ihrem Schutze hat der Bürger seinen Leib und sein Gut anvertraut. Ihr habt den gesamten Rat dem Überfall seiner Feinde preisgegeben, Ihr habt das Schwerkste verübt, den Hochverrat. Die Gesetze unserer Stadt bestimmen für diesen Fall den Tod durch des Henkers Beil. Zum letztenmal fordre ich Euch auf: sprecht aus, was Euch retten kann!“

Tiefes Schweigen folgte diesen verhängnisvollen Worten. Aller Augen waren auf den Angeschuldigten gerichtet, der seine Blicke im Kreise seiner Richter umhersandte, ob nicht ein Freund unter ihnen sei, der in diesem furchtbaren Augenblicke für ihn eintreten möchte.

Doch fremd und kalt schauten die Gesichter hinter dem schwarzbehangenen Tische zu ihm herüber, kein Strahl der Hoffnung drang in diese starre Nacht. Wenn die Nähe des Todes ihn auch durchschauerte, sein Herz blieb fest, lieber das Äußerste zu erdulden, als die Ehre der Geliebten preiszugeben.

„Und wenn Ihr mich noch in dieser Nacht mordet,“ entgegnete er, „kein Wort soll weiter über meine Lippen kommen, als was ich bereits gesagt habe.“

„So führt den Gefangenen vor die Thür,“ gebot Johann von Schauen den Wächtern, „und harret meines Rufes!“

Die Krieger scharten sich um den Angeschuldigten und verließen mit ihm die Halle.

Johann von Schauen stand von seinem Sitze auf; mit hartem Klang der Stimme sprach er: „Vor dem Gericht der Wedde klage ich an den Bannerherrn der Stadt Danzig, Konrad Flemming; ich klage ihn an, daß er seinen Posten als Befehlshaber der Ratswache verlassen

in der Stunde, als die Schwerter der Polen den gesamten Rat dieser Stadt bedrohten. Ich begehre nach der Stadt beschworener und verkündigter Willkür, daß sein Haupt falle unter dem Beil des Henkers, bevor die Sonne aufgeht, am nächsten Tage. Richter tut euren Spruch!"

Die Ratsherren erhoben sich; einer nach dem andern traten sie vor den schwarzen Tisch, wo dem Vorsitzenden gegenüber ein Kästchen stand, mit einem Tuche verdeckt. Jeder der Richter schob seine Hand unter das Tuch und ließ eins der beiden Stäbchen hineinfallen, ein weißes oder ein schwarzes, je nachdem sein Spruch lautete. Auch der Vorsitzende gab sein Urteil ab. Dann nahmen die Ratsherren ihre Plätze wieder ein.

Johann von Schauen lüftete das Tuch, er faßte den Kasten und schüttete seinen Inhalt auf den Tisch — zwölf schwarze Lose zeigten sich.

Der Richter winkte, die Krieger führten den Angeschuldigten wieder herein. Die Ratsherren erhoben sich von ihren Sitzen.

„Konrad Flemming!“ sprach Johann von Schauen, „die Bedde hat durch ihren Spruch dich schuldig befunden des Hochverrates. Sie verurteilt dich zum Tode durch des Henkers Hand, dein Haupt soll fallen auf dem Domniksplan noch in dieser Nacht! Legt dem Verurteilten Fesseln an, führt ihn unter starker Bewachung in den Strohturm!“

Ohne mit den Augen zu zucken, ohne einen Laut zu erwidern, vernahm Konrad Flemming den furchtbaren Spruch. Er wandte sich um und schritt den Kriegern entgegen, die ihm die Glieder mit Ketten belasteten. Ein dumpfer Schrei rang sich aus der Tiefe seiner Brust herauf. „O, ich Thor!“ sagte er, „der ich glaubte, auch mir könne einmal das Glück lächeln!“

Auf der Langgasse vor dem Rathause fuhr ein offener Wagen vor, mit Stroh bedeckt, von Reitern umgeben. Er führte den Verurteilten zu dem Strohturm, der hart an der Stadtmauer neben der Junker Schießgarten lag. In ihm hielt man die Verurteilten, bis man sie auf dem Domniksplan richtete.

Und kaum hatten die schweren Eisentüren sich hinter Konrad

Flemming geschlossen, da begannen auf dem Teile des Domniksplans, der dem hohen Thor zunächst lag und frei von den Buden der Handelsgäste war, die Gehilfen des Scharfrichters ihr unheimliches Amt. Schwer beladene Wagen mit Gebälk schwankten heran, Pechpfannen auf hohen Pfählen erhellten mit gressem Schein die Nacht; Hammer und Art erklang, das Gerüst stieg empor, auf dem binnen wenigen Stunden das Haupt des tapfersten Mannes fallen sollte. Mit Hast trieben die dunklen Gestalten ihr Werk, denn alles mußte vorüber sein, wenn der erste Sonnenstrahl um den Gipfel der Linde am Hohenthor spielte.

Auch um die breiten Mauern des Strohturms begann es sich zu regen. Männergestalten kamen geschlichen, mehr als zwanzig. Sie trugen keine Fackeln in ihren Händen, sie führten keine Windlichter mit sich. Was wollten sie beginnen unter dem tiefdunkeln Schleier der Mitternacht?

Sie traten zu den Eisentüren und regten sehnige Arme; leise knirschende Laute ertönten, wie wenn der scharfe Zahn des Stahls das Eisen zerbricht und der Dietrich den sperrenden Kiegel hebt. Die Türen gaben nach, die Gestalten huschten in das dumpfe Gemäuer hinein, unter ihren Händen sprang auch die Pforte auf, hinter welcher auf dem Stroh der lag, den die Richter der Bedde für das Beil des Henkers bestimmt hatten.

Konrad Fleming richtete sich auf. „Kommt ihr,“ rief er, „mich zum Tode zu holen? Seid ihr so eilig, mein Blut fließen zu sehen?“

Gedämpft klang es zurück: „Deine Brüder kommen, die Schmiede! Sie wollen dich befreien oder mit dir sterben, denn sie glauben an deine Unschuld!“

Die Feilen knirschten an den Kettenbändern, die Fesseln fielen, die rüstigen Gestalten führten den Befreiten vor den Turm, wo eine treue Hand die seinige ergriff.

„Nimm dieses Schwert, Konrad,“ flüsterte Ebert Lange, „nimm auch diesen Beutel mit Gold. Flieh nach Lübeck, frage bei dem Altmeister der Brauer, dort erhältst du Nachricht von mir. Nun fort!“

Die Stadtmauer war nahe, sie war rasch erklommen, ein langes Seil ließ den Flüchtigen zum Graben hinabgelangen, der für den

rüstigen Schwimmer kein Hindernis war. Auf dem andern Ufer schüttelte er das Wasser aus seinen Kleidern, dann wandte er der Stadt den Rücken, in welcher ihm jüngst noch so reiche Hoffnung lachte.

Als die Stadtwachen kurz nachher kamen, den Verurtheilten zum Henker zu führen, fanden sie alle Schlösser und Niegel wohlverwahrt, aber der Turm war leer, der Gefangene verschwunden, und keine Spur deutete an, auf welche Weise er seine Freiheit wiedergewonnen.





Neuntes Kapitel.

Der Pfarrerherr von St. Marien.

Am trübem Oktoberhimmel jagten die grauen Wolken vor dem Sturme dahin, der von den öden kassubischen Bergen her über die Buchenwälder im Westen von Danzig fortbrauste und die letzten welken Blätter von den kahlen Zweigen wirbelte. Auch die Linde am Hohentor zu Danzig stand entlaubt, sie hatte alle Wonne des Sommers vergessen.

In den Gassen der Stadt freilich flutete das geschäftige Leben ohne Verminderung, denn die Danziger Schiffer durchschnitten ohne Furcht vor den Novemberstürmen mit ihren Holken und Kreuern, ihren Barsen und Schuten die Meere, seit der tapfere Paul Beneke mit seinen wohlbemannten Friedenskoggen, d. h. Kriegsschiffen, die neidischen Engländer in ihre Häfen jagte und den Franzosen eine nicht gelinde Furcht einslößte. In vollem Strome flossen die mannigfaltigsten Güter in die reiche Stadt und füllten die zahlreichen Vorrathshäuser auf der Speicherinsel, oder wurden von den rasselnden Lastwagen in die Gewölbe der Kaufleute in den einzelnen Gassen geführt.

Besonders lebhaft wogte die schaulustige Menge an der Marienkirche einher. Auf den Turm derselben hatte man eine neue Glocke hinaufgewunden, die den Namen Viola führte; Gert Venning hatte sie gegossen. Erfreuten die zahlreichen Zuschauer sich schon an dem schöngeformten, blinkenden Metall, an den feingeschnittenen Lettern der Inschrift, so

bewunderten sie noch mehr den ungemein klaren und lieblichen und doch so vollen, klangreichen Ton. Die Viola war zur Festglocke bestimmt, und nachdem sie die Probe glänzend bestanden, sollte sie am nächsten Tage das Fest Allerheiligen mit ihren herrlichen Klängen eröffnen.

Schon hatte die Menge sich verlaufen und die Dämmerung brach stark herein, als Meister Gert Benning mit seinen Freunden Tiedemann Eckart und Ebert Lange von dem Turme herabstieg. Froh des so wohl gelungenen schwierigen Werkes lud der Meister seine Genossen ein, mit ihm in seiner Behausung einen Trunk guten Rheinweines zu kosten. Sie folgten ihm beide zu seiner Wohnung in der Johanneßgasse, nahe dem Kloster der schwarzen Mönche, wie man die Dominikaner zu heißen pflegte. In Gert Bennings Wohngemach schlossen sie die Läden und setzten sich um den flammenden Kamin an den Tisch, der die Kanne und die zinnernen Becher trug.

Der Wein war duftig und klar, aber die drei Gesellen zeigten trübe Gesichter, spärlich nur flossen ihnen die Worte von den Lippen, und die Kanne verlor wenig von ihrem erquickenden Inhalt; es mußte ein schwerer Kummer sein, der die drei jungen rüstigen Männer bedrückte, daß er selbst diese Stunde eines fröhlichen Gelingens ihnen verdüstern konnte.

Endlich setzte Tiedemann Eckart mit Heftigkeit seinen Becher auf den Tisch. „Ihr Brüder,“ sagte er, „was uns alle stumm macht und uns den Wein vergällt, das wissen wir ja, und niemand von uns kann es ändern; aber laßt uns wenigstens davon reden, daß das Herz leichter wird. Niemand wird uns an diesem Orte belauschen, und vielleicht gibt einer der Heiligen uns einen guten Gedanken. Hat dein Bote dir denn nicht irgend eine Nachricht von Lübeck mitgebracht, Ebert?“

Verstimmt schüttelte Lange den Kopf. „Zum drittenmal,“ entgegnete er, „sandte ich meinen Brief an den Ältermeister unserer Zunft nach Lübeck, um Kundschaft über unsern Freund Konrad Flemming zu erlangen. Außerdem habe ich noch durch einen andern zuverlässigen Genossen die sorgsamsten Nachforschungen anstellen lassen; doch beide geben die Antwort, daß Konrad sich nicht in Lübeck gezeigt habe und auch keinerlei Kunde über ihn bekannt geworden sei. Freilich kann ich ja nur mit der

äußersten Vorſicht forſchen, um nicht dem Räte unſerer Stadt unſere That zu verraten, aber ich dächte doch, wenn Konrad bis Lübeck gekommen wäre, ſo hätte er ſich, ſchon um ſeiner Freunde willen, dort gemeldet und wir hätten auch Nachricht erhalten. Kein Tag iſt vergangen, an dem ich nicht nach irgend einer Hoffnung geſucht hätte, doch kein Grund von einiger Wahrſcheinlichkeit will mir eine genügende Urſache ſeines Ausbleibens geben. Immer mehr drängt ſich mir die Überzeugung auf, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilen kann.“

„Die Rache der Polen ſtirbt nicht,“ verſetzte Gert Benning, „und ihre Lücke weiß ſelbſt die verborgenſten Pfade zu finden. Die Polen werden nie vergeſſen, was Konrads Schwert ihnen angetan; ſie waren einſtimmig in der Behauptung, der Rat zu Danzig habe ihn aus dem Strohturm entwiſchen laſſen, damit ſeine gefürchtete Hand dem polniſchen Geſandten auſlauern ſolle. Zum Unglück traf es ſich nun, daß der Hauptmann von Bronikowski, nachdem er bei Nacht und Nebel aus dem ſchützenden Dominikanerkloſter entwiſcht war, am andern Morgen bei Prauß erſchlagen gefunden wurde. Es mag ſein, was man hier in der Stadt munkelt, daß perſönliche Feinde ihn verfolgt und getötet haben; doch die Polen behaupteten ſogleich, Konrad Flemming habe ihn auf Befehl des Rates zu Danzig niedergehauen, und wir haben ja Beweiſe davon, daß die Polen, beſonders die Geiſtlichkeit, die eifrigſten Nachforſchungen nach unſerem Freunde anſtellten. Wie leicht iſt es möglich, daß ſie ihn gefunden und ihn durch Gift oder Dolch aus dem Wege geräumt haben, in dunkler Nacht oder am gaſtlichen Herde; denn dem Polen gilt ja nichts mehr heilig, ſobald ſeine Leidenschaften ſein Blut aufwühlen. Was der Pole aber auch tun mag, ſtets wird er ſeine Thaten zu verbergen ſuchen, und wir würden lange ſuchen können, wollten wir den Schlichen der Polen nachgehen.“

„Wir müſſen harren, ob nicht vielleicht die kommenden Tage günſtige Nachricht bringen,“ erwiderte Ebert Lange; „ſobald in Lübeck etwas bekannt wird, muß die Kunde ſicherlich auf dem ſchnellſten Wege zu mir gelangen. Die Hälfte von meinem Hab und Gut wollte ich opfern, wäre alles wieder in ein gutes Geleiſe gebracht. Von dem Rat haben wir nichts zu beſorgen, die meiſten Ratsherren und faſt ſämtliche

Bürger sind froh, daß dem hartherzigen Johann von Schauen nicht sein blutiger Wille erfüllt wurde. Aber es liegt mir schwer auf dem Gewissen, daß wir der Stadt Willkür gebrochen haben, und allen geheiligten Satzungen zum Hohn in den Turm eingebrochen sind, den die Hand unserer eigenen Obrigkeit verschlossen hatte. Uns trieb ja ein guter Zweck, und wäre die That noch nicht geschehen, ich unternähme sie, wenn die Not triebe, gleich heute noch einmal. Nur möchte ich gern die Dual von der Seele los sein, die mir seit jenem Tage keine Ruhe läßt.“

„Hört einen Vorschlag von mir,“ versetzte Tiedemann Eckart; „ich werde mit meinen Junftgenossen reden, die uns Hilfe leisteten, und wenn sie und auch Ihr damit einverstanden seid, so laßt uns zum Pfarrherrn von St. Marien gehen, und ihm unsere That beichten. Der Magister Matthäus Westfal ist ein höchst verehrungswürdiger Mann, dessen Rat schon sehr vielen, die in Not waren, den rechten Weg treu und klug gemiesen hat.“

„Ein besseres Wort hättest du nicht reden können,“ versetzte Gert Benning, „laßt uns, wenn die festlichen Tage vorüber sind, sogleich ausführen, was den befriedigendsten Erfolg verspricht.“

„Auch ich bin einverstanden,“ entgegnete Ebert Lange, „doch meiner Meinung nach wäre es gut, wenn einer von uns den Anfang machte, und die übrigen Teilnehmer erst den Erfolg abwarteten. Wenn Ihr es zufrieden seid, so werde ich zuerst mit dem Pfarrherrn reden.“

Die Freunde stimmten bei, und Tiedemann Eckart wurde beauftragt, den Entschluß seiner Genossen tunlichst bald zu erkunden und dann sogleich mitzuteilen.

Den Entschluß, den die jungen Männer gefaßt hatten, für ihr schweres Vergehen gegen die Gesetze der Stadt die Vergebung der Kirche zu suchen, brachte nicht zum geringsten Teile die festliche Zeit zur Reife, welche mit dem Beginn des Novembermondes eintrat.

Sämtliche Glocken aller Kirchen der Stadt ließen am nächsten Morgen ihr Geläut ertönen und kündigten die Feier des Allerheiligentages an; als sie schwiegen, setzte die Viola allein noch ihr Geläut fort, und lud die große Gemeinde von St. Marien in das Gotteshaus, das

wie kein anderes mit den heiligsten Erinnerungcn sich an das geistliche Leben der ganzen Stadt knüpfte.

Die tiefe, innige Glaubensfülle der alten Zeit trat an diesen Tagen in wahrhaft erhabener Weise ans Licht. Die Altäre, die Kapellen in den Kirchen, Klöstern und Siedenhäusern der Stadt waren aufs reichste geschmückt und Tausende von Kerzen überstrahlten mit ihrem Glanze das trübe Licht des Novembertages, dessen Sonne sich hinter dem dichten Wolkenschleier barg. Weihrauchdüfte füllten die geweihten Hallen, vor den Altären standen die Priester im höchsten Schmuck, und nach Tausenden zählte die Menge, die in tiefer Andacht auf den Knien lag und dem Worte aus Priestermund oder den Tönen der Sänger lauschte.

Aus Wachs gebildet, waren an den Altären der Heiligen kleine Gebilde aufgehängt, welche die flehende Bitte der Dpfernden kundgaben. Ein kleines Schiff brachte der Handelsherr, dessen Hab und Gut in zerbrechlicher Planke auf dem wogenden Meere schwamm; ein Wachsknäbchen opferte die Mutter, die daheim an dem Lager des kranken Lieblings den erquickenden Schlummer der Nacht vergaß und unter heißen Tränen den fiebernden Atemzügen ihres Kindes lauschte; ein Wachsherz hing am Altar des heiligen Beschüters und Fürbitters auf, wem die nagende Sorge, wem heimliches Leid die bange Brust zusammenpreßte, daß aller menschliche Trost seine Kraft verlor und nur die milde, segnende Hand der Heiligen noch Hilfe und Hoffnung spenden konnte.

Wer könnte sie zählen, die tausend und tausend Bedrängnisse des Menschenherzens! Wer könnte sie ausmessen, die unendliche Fülle göttlicher Gnade, himmlischen Trostes, wunderbaren Lichtes, die das Gebet des Menschenherzens auf den Strahlen des Glaubens vom reichem Himmel herniederleht!

Der Fürbitte für das zeitliche Wohl der Menschheit, die mit ihren ungezählten Wünschen, Bedürfnissen, Leiden und Hoffnungen noch in warmer Lebenslust die mütterliche Erde füllte und das Haupt nach dem warmen Sonnenschein aufhob, war dieser Tag geweiht.

Ihm folgte der andere Tag, der Allerseelentag, der den Toten geweiht war, die in ihren Särgen der Auferstehung harreten. Ihre

Gräber wurden geschmückt, ihre nachgebliebenen Freunde gedachten ihrer mit Trauer und mit Tränen, und mit hoffender Seele, daß ihnen dereinst das selige Wiedersehen nicht versagt werde.

Aber nicht jedem war die Seligkeit gesichert, wie den Heiligen, die am Throne des ewigen Vaters standen und die Bitten der Menschen der Gottheit vortrugen. Der Sünden auf Erden waren so viele, und so manche Seele schmachtete nach der Erlösung, die nur Fürbitte ihr gewähren konnte.

Diese Fürbitte zu erlangen war man am Allerseelestage ganz besonders bedacht. Sämtliche Zünfte zogen mit allen ihren Mitglieðern in die Kirchen, um für die Gestorbenen zu beten. Kein Bruder durfte fehlen, bei schwerer Strafe; die untereinander uneins waren, mußten sich verfühnen; die gefehlt hatten, mußten büßen. In tiefer Andacht wurde das Totenamt gehalten, dann verlas der Priester die Namen der im letzten Jahre dahingeschiedenen Brüder und Schwestern, und ermahnte die Anwesenden zu brüderlicher Liebe und Einigkeit, auf daß sie das Licht ihres Herzens gegen Gott und die Nächsten so trügen, daß es von dem Seelenfeinde nicht verlöscht werde.

Schon in der ganzen Woche vorher, am meisten aber am Allerseelestage, fandte man den Armen und Kranken, besonders in den Siechenhäusern, die reichsten Gaben, damit sie für die Seelen der Abgeschiedenen bitten sollten.

Sogar die fröhlichen Reinholdsbrüder vergaßen an diesem ernstesten Tage alle laute Lust. Den Armen im Heilig-Leichnam-Hospital sandten sie reiche Spenden an Brot und Fleisch, „für die lieben Seelen zu beten, die aus unserer Brüderschaft verstorben sind.“

In den Abendstunden fanden in allen gesellschaftlichen Vereinigungen feierliche Gastmahle statt. Die Reinholdsbrüder ließen zwei Kränze machen, einen setzten sie ihrem Schutzheiligen in der St. Marienkirche auf, den anderen trug ihr Vogt, wenn sie zum Gedächtnis der Toten ihre Becher beim festlichen Mahle leerten.

Es war eine Einkehr in das tiefste Herz, zu welcher diese ernstesten Tage nötigten. Alle Lasten der Seele, alle Gewissensqualen, alle Schmerzen, alles bittere Leid wurde doppelt lebendig in jener heiligen Zeit.

Einsam weilte am Abend des Allerseelemtages Hedwig Falk in dem Wohngemach ihres elterlichen Hauses. Ihr Vater war im Kreise der St. Georgenbrüder im Festgemach des kleinen Hofes; Hedwig war froh, daß sie in ungestörter Stille ihren Gedanken und ihren Tränen freien Lauf eröffnen konnte. In früheren Jahren hatte sie diese Tage wohl auch in tiefer Andacht begangen, sie hatte um ihre teuren Toten, um ihre Brüder geweint, sie hatte den Altar der Mutter Gottes mit Kränzen und bunten Bändern geschmückt, sie hatte selber in die Wohnstätten der Armut milde Gaben getragen und nichts versäumt, was das Wort des Pfarrherrn von St. Marien ihr vorschrieb.

Doch erst mit dieser Feier öffnete sich ihr das volle Verständniß dieser ernstesten Tage. Wieviel Schmerzen hatten ihr junges Herz nicht verwundet, wieviel reiche, herrliche Hoffnungen waren ihr nicht zerstört, wieviel Schrecken hatten ihre Brust erschüttert, seit sie im vorigen Jahre am Allerseelemtage in der Kirche der Mutter Gottes kniete! Noch bebte ihre ganze Seele, wenn sie der graußigen Stunde gedachte, in welcher man ihr sagte, daß Konrad Flemming entflohen sei und nie wieder das Gebiet der Stadt betreten dürfe, denn die Webbe habe ihn zum Tode verurteilt, und sein Haupt wäre an der Stätte der Missetäter gefallen, hätten nicht befreundete Hände auf eine ganz unerklärliche Weise sein Gefängniß geöffnet.

Seit dem Tage seiner Flucht war nicht die geringste Nachricht von ihm zu der trauernden Geliebten gedrungen. Mußte sie den Toten beweinen? Durfte sie hoffen, ihn wiederzusehen? Ach, er war ja ein Geächteter, seiner wartete zu Danzig kein freundlicher Willkomm, sondern das Schwert des Henkers bedrohte sein Haupt. Und Hedwig wußte, daß er schuldlos war, sie wußte, daß er alles um ihretwillen tragen mußte, sie selbst war der Grund aller seiner Leiden. Obwohl sie ja gänzlich schuldlos war, so meinte sie doch oft nieder sinken zu müssen unter der bitteren Last dieses Schmerzes. Wie ein Traumbild nur erschien ihr noch die Maienzeit, der wonnige Tag, an dem sein Lob aus aller Munde schallte und sie an seiner Seite weilte und in das schöne Antlitz, in das tiefe Auge des tapfersten Mannes schaute.

Tränenschwere Blicke sandte sie zu den grauen Wolken hinauf, aus

denen langsam und lautlos die ersten Schneeflocken niedersanken, welche das strenge Reich des erbarmungslosen Winters ankündigten. Hedwig schien es, als würde da das Leichentuch gewebt, unter dem sie alle blühenden Hoffnungen und Freuden ihres ganzen Lebens bestatten müßte. Untragbar wurde ihr die Schmerzenslast, ihre bange Seele rief nach Trost und Hilfe, nach einem treuen, fühlenden Herzen, dem sie ihr Leid vertrauen konnte. Ihrem Vater wagte sie nicht zu nahen, so lieb sie ihn auch hatte, eine Scheu hielt sie zurück; zu dem Pfarrherrn von St. Marien beschloß sie zu gehen, und ihm ihr Herz auszuschnitten, er war ja die Zuflucht aller, denen ihre Bürde zu schwer wurde, und wenn noch Trost zu schaffen war, so spendete ihm sein mildes Wort. Die erste günstige Stunde der nächsten Tage wollte sie benutzen, um dem Greise ihr Leid zu vertrauen.

Schon dieser Gedanke gab ihr Trost, und mit gefaßtem Herzen empfing sie ihren Vater, der frühzeitig aus dem kleinen Hofe heimkehrte.

Der folgende Tag brachte für die Laien wieder die Anforderungen des geschäftlichen Lebens und die gewohnte Arbeit, für die Geistlichkeit die Ruhe, deren sie nach den ungewöhnlichen Anstrengungen der Feiertage bedürftig war.

Die zahlreichen Untergeistlichen suchten geselligen Verkehr in ihren großen Vereinigungen, der St. Marienbrüderschaft, welche ein eigenes ansehnliches Priestergilbehaus in der Heiligengeistgasse nahe dem Karthäuserhofe besaß, und der St. Dorotheen- und der St. Katharinenprieesterbrüderschaft. Diesen drei Vereinigungen der Priester konnten auch Laien beitreten; sie zahlten bestimmte Beiträge oder gaben einmalige ansehnliche Geschenke und wurden dadurch Theilhaber des Segens, der auf den guten Werken und den Gebeten der Brüderschaften ruhte.

Der oberste Geistliche jedoch, der Pfarrherr von St. Marien, Magister Matthäus Westfal, aus Braunsberg gebürtig, ging seiner Erholung in einer andern Weise nach.

Unter den zahlreichen Kapellen der St. Marienkirche war eine, welche man die Kapelle Aller-Heiligen oder die Librarie nannte; in ihr verbrachte Matthäus Westfal seine Mußestunden. Sie war ein be-

deutungsvoller Ort, denn sie bewahrte die erste und einzige Büchersammlung, welche Danzig damals besaß. Zur Zeit des Pfarrherrn Andreas von Slomnow war sie durch dessen gelehrten Kaplan Heinrich Calow im Jahre 1413 eingerichtet worden. Matthäus Westfal sorgte aufs eifrigste für die Vermehrung der kostbaren Sammlung; seltene Bücher schrieb er eigenhändig vom ersten bis letzten Buchstaben ab und schenkte sie der Bibliothek. Nicht in Schränken oder auf Gestellen bewahrte damals die Allerheiligenkapelle ihre wissenschaftlichen Schätze, sondern an eisernen Ketten hatte man die Bücher an den Wänden aufgehängt, oder sie auf dem Fußboden aufgestapelt. Die ganze Sammlung umfaßte etwa zweihundert Bände mit Handschriften auf Pergament oder Papier, und einige Duzend gedruckte Bücher.

Der bejahrte Pfarrherr saß unter seinen sorgfältig gehüteten Schätzen. Vor ihm war ein Foliant aufgeschlagen, der prächtige, zum Teil künstlerisch gemalte Buchstaben auf Pergament zeigte; eine silberne Kette, welche zum Aufhängen des Buches diente, zeigte an, welchen Wert man demselben beilegte. Den Inhalt bildeten arzneiliche Regeln und Rezepte in reicher Zusammenstellung; sie waren ein Lieblingsstudium des Pfarrherrn, der als Vater aller Armen und Kranken vielfach Gelegenheit fand, sie zur Linderung der Leiden in Anwendung zu bringen.

In seiner Beschäftigung wurde Matthäus Westfal durch ein leises Klopfen unterbrochen. Er stand auf, öffnete die Thür und begrüßte freundlich Hedwig Falk, die an diesem Orte schon öfter mit ihm gewohnt hatte; Hedwig war seine gelehrte Schülerin, sie verstand zu schreiben und zu lesen, und konnte es manchem Priester darin zuvorkommen.

Der Greis bot ihr den Sitz an seiner Seite auf der mit Leder überzogenen Bank, doch Hedwig wies die Einladung bescheiden zurück. „Laßt mich neben Euch niederknien, ehrwürdiger Herr,“ sagte sie, „und verweigert mir nicht die Erlaubnis, daß ich Euch mein bedrängtes Herz ausschütten darf, denn ich weiß nicht, wohin ich in meiner Angst flüchten soll, wenn Ihr mich zurückweist.“

„Mein Kind,“ entgegnete der Pfarrherr, „das Elend zu suchen und die Bedrängten zu trösten und zu erquickern ist mein Amt und meine Freude; wie sollte ich dich zurückweisen, die ich vor Jahren auf

meinen Armen getragen habe, die ich vor meinen Augen aufwachsen sah, dich, die Tochter meines langjährigen Freundes? Mich schmerzt es, die Tränen in deinen Augen zu sehen, zeige mir dein Leid, und wenn ich dir auf keine andere Weise helfen kann, so will ich für dich zu den Heiligen beten.“

Hedwig kniete nieder; sie senkte das Haupt, das sie mit einem goldgefäumten dunklen Tuche bedeckt hatte; einzelne Locken ringelten sich unter der schützenden Hülle hervor. Mit leiser Stimme, dann ein Lächeln süßer Erinnerung auf den Lippen, dann die Wangen von Tränen überflutet, vertraute sie dem väterlichen Freunde die Geschichte ihrer Liebe und ihre Seelenqual, und rief weinend seine Hilfe an, ihr nur einen einzigen Strahl der Hoffnung in ihr bedrängtes Herz zu senden.

Nicht umsonst hatte die Jungfrau ihr Vertrauen auf den Pfarrherrn gesetzt. Mit seinen milden Worten wußte er ihr so überzeugend darzutun, daß ein Held wie Konrad Flemming, dem seine Befreier, wie man sich erzählte, volle Wehr und Rüstung gegeben, nicht so leicht einem Unfall unterliegen könne; auch an seiner Treue dürfe man nicht zweifeln, denn sie habe sich bei mancher ernstern Gelegenheit rein erwiesen; da er nun auch aus Hedwigs Worten vernommen, daß Konrad schuldlos sei an dem Verbrechen des Verraths, das man ihm zur Last gelegt, so sei immer noch auf eine glückliche Entwirrung des verschlungenen Knotens zu hoffen. Hedwig möge schweigen und beten, und der Hilfe der Heiligen vertrauen.

Die Tränen der Jungfrau waren versiegt, als sie mit dankendem Blick die Kapelle verließ, und in ihrem Herzen war es wieder licht geworden.

Magister Matthäus Westfal kehrte zum Studium seiner Handschrift zurück; doch er wurde noch einmal unterbrochen. Ebert Lange war es, der bei ihm eintrat, denn jedermann, der etwas Heimliches mit dem Pfarrherrn zu reden hatte, suchte ihn gern in der Librarie auf, wo kein unberufenes Ohr zu lauschen vermochte.

Aus dem Munde des Brauers vernahm der Pfarrherr die Erzählung über die Befreiung Konrad Flemmings mit allen ihren Einzel-

heiten, zu seinem nicht geringen Erstaunen, denn selbst Matthäus Westfal hatte bis zu dieser Stunde noch den Glauben fast aller Einwohner der Stadt geteilt, daß der Rat, vielleicht der erste Bürgermeister, der Wedde ihr Opfer entrißen habe.

Bevor sein Geschick sich in einer so unheilvollen Weise wendete und mit einem einzigen furchtbaren Schlage sein ganzes Glück zerrümmerte, war Konrad Flemming in reicher Weise mit der Gunst der Bürgerschaft und auch der hochstehenden Inhaber geistlicher und weltlicher Ämter bedacht gewesen; selbst seine Verurteilung hatte ihn nicht in dieser Gunst herabgesetzt, sondern sie vielleicht noch erhöht, da man ihn als ein persönlich gehaßtes Opfer des harten und stolzen Johann von Schauen ansah.

Auch der Pfarrer von St. Marien hatte den schönen jungen Mann, der ihm am Tage von Martin Langes Kirchengang fast seine ganze Habe zum Bau der Marienkirche spendete, lieb gewonnen. Seine Teilnahme wurde erhöht durch die Bekenntnisse Hedwigs, und nun auch Ebert Lange seine Freundschaft für den Geächteten in einer so treuen und aufopfernden Weise kundgab, verlangte es den Pfarrer, ausführliche Nachrichten über Konrad Flemmings Vergangenheit zu erhalten.

Der Brauer zeigte sich sogleich bereit, diesen Wunsch zu erfüllen, und begann alles das zu erzählen, was Konrad selbst ihm in jener Stunde auf dem Platze, wo einst die Ordensburg stand, anvertraut hatte.

Schon nach den ersten Worten wurde die Aufmerksamkeit des Greises in hohem Grade geweckt; sie stieg sichtlich mit dem Fortgang der Erzählung, deren Ende der sonst so ruhig und unerschütterlich besonnene Pfarrer kaum erwarten zu können schien.

Als Ebert Lange geendet hatte, forderte der Greis ihn auf, jede Nachricht über den Freund, welche ihm zugehe, sofort zu ihm zu senden, versprach, die Beichte der Befreier des Gefangenen am nächsten Tage zu hören, und entließ den Brauer in ungewöhnlicher Bewegung, welche diesem keineswegs entging und ihn zu vermehrten Anstrengungen antrieb, über den Entflohenen sichere Nachrichten zu gewinnen; denn nicht mit Unrecht vermutete er, daß der Pfarrer von St. Marien

Auskunft über Konrads Flemmings Herkunft werde geben können, und doppelt schmerzlich war es dem treuen Freunde des Geächteten, daß gerade jetzt, wo durch den Pfarrherrn Konrads Schicksal eine entscheidende Wendung hätte erfahren können, ein feindseliges Verhängnis ihn wieder in die Fremde getrieben hatte, wenn er überhaupt noch unter den Lebenden wandelte.

Leider verstärkte sich immer mehr die traurige Vermutung, daß auf eine Wiederkehr Konrads nicht zu hoffen sei, denn der Winter kam und ging, und kein Tag wollte die ersehnte Botschaft bringen.

Auf dem Felde der großen Ereignisse, welche das Leben der gesamten Bürgerschaft berührten, machte sich nach den vielen stürmischen Begebenheiten eine größere Ruhe geltend. Die vielen schwerbelastenden Tatsachen, welche gegen die Dominikaner durch eine genaue Untersuchung des Aufstandes am Dominikstage ans Licht gefördert wurden, setzten den Bürgermeister Herrn Heinrich Falk in den Stand, den Mönchen den Zutritt zu den Häusern der Bürger gänzlich zu untersagen, so daß ihnen fortan nur das Almosen sammeln auf den Gassen und vor den Häusern gestattet war. Der unheilvolle Einfluß der polnischen Mönche wurde dadurch auf ein sehr geringes Maß beschränkt.

Auch König Kasimir von Polen schien die Überzeugung gewonnen zu haben, daß sich mit Gewalt nichts von den mannhaften Vertretern der reichen Hansestadt erlangen lassen werde. Er zeigte sich zum Ausgleich bereit, gab seinen Widerstand gegen den Bischof Nikolaus von Thüngen auf und duldete stillschweigend, daß dieser seinen polnischen Nebenbuhler mit Hilfe der preußischen Städte gänzlich vertrieb und sich in den ungestörten Besitz des ermeländischen Bistums setzte; auch versprach der König nochmals feierlich, daß er alle Vorrechte der preußischen Städte heilig halten und auch seinen Beamten keinerlei Übergriffe gestatten werde.

Als Gegenleistung erhielt Kasimir von den preußischen Städten eine bedeutende Summe als Beisteuer zu dem Feldzuge gegen die Türken, den des Königs Sohn und einstiger Nachfolger, Johann Albert, mit günstigem Erfolg unternahm.

Auch in dem Kriege gegen England trat ein wichtiges Ereignis

ein. Der oberste Admiral der Danziger in den westlichen Gewässern war der Ratsherr Bernhard Pabst; sein Admiralschiff war ein Fahrzeug von ungewöhnlicher Größe, Peter von Danzig genannt. Dieses Schiff war ursprünglich ein französisches Handelsfahrzeug gewesen und hatte den Namen St. Peter von Rochelle geführt. Während des dreizehnjährigen Krieges, bald nach Pfingsten des Jahres 1462, langte es bei einem starken Unwetter mit Salz beladen auf der Rhede von Danzig an. Hier zerschmetterte ihm ein Blitzstrahl den Hauptmast und stürzte sein gesamtes Takelwerk über Bord. Man schleppte das arg beschädigte Schiff in den Danziger Hafen, Kaufleute der Stadt schossen die zur Wiederherstellung nötige bedeutende Summe vor, und da der französische Eigentümer des Schiffes nicht imstande war, diese Summe zu erstatten, so gelangte der St. Peter von Rochelle in die Hände des Rates. Nach einer gründlichen Ausbesserung segelte das Schiff unter dem neuen Namen Peter von Danzig, geführt von Bernhard Pabst, im August 1471 nach dem Westen ab.

Dem bedrängten deutschen Kaufmann brachte der Peter von Danzig den man damals gewöhnlich „das große Krawel (Caravelle)“ nannte, so nachdrücklich Hilfe, daß sein Führer dem Rate zu Danzig melden konnte: „Dyt gude schip is vorschallet und benomet over alle desse landt.“

Aber Bernhard Pabst war schon bei Jahren, und die widerspenstigen Söldner verbitterten ihm sein Leben. Er legte das Kommando nieder und kehrte nach Danzig zurück. Den „Peter von Danzig“ verkaufte der Rat im Beginn des Winters 1472 an drei Genossen, Johann Sidinghausen, Tiedemann Valandt und Heinrich Niederhof, und erteilte ihnen in einem Kaperbriebe die Erlaubnis, auf eigene Gefahr gegen die Engländer kreuzen zu dürfen.

Die drei Besitzer ernannten den kühnen Paul Beneke, dessen Ruhm bereits sehr hoch stand, zum Befehlshaber ihres Schiffes, und in gespannter Erwartung harrete man in Danzig nun der That, welche Paul Beneke mit dem Fahrzeuge verrichten würde.

Aus dem großen Gange der Ereignisse ließ sich leicht erkennen, daß eine starke, mannhafte Hand die Zügel des Gemeinwesens führte.

In der That konnte Herr Heinrich Falk mit voller Befriedigung auf die Erfolge seiner amtlichen Tätigkeit zurückblicken, denn so viel wie er hatte selten ein Bürgermeister geleistet.

Doch dieser schönen Früchte ungeachtet zeigte sein Wesen nicht mehr die frische Freude, wie in der ersten Hälfte seines Amtesjahres; der Gram um sein einziges ihm noch gebliebenes Kind war es, der den starken Mann mehr niederbeugte, als die erdrückende Last von Geschäften es je vermocht hätte. Er selbst hatte leicht durchschaut, was die Wangen seiner Tochter bleich werden ließ und ihre Augen mit Tränen füllte; aber er konnte ja das Geschehene nicht wieder rückgängig machen, und es war nicht seine Gewohnheit, da zu reden und zu klagen, wo er nicht zu helfen vermochte.

Von den Gefahren, welche die Stadt hart bedrohten, hatte seine Hand die Bürger befreit; jetzt konnte auch ein anderer an die Spitze des Gemeinwesens treten, und als der Tag nahte, an dem man in Danzig den Rat zu kiezen pflegte, nämlich der St. Peterstag (25. Februar), da lenkte Herr Heinrich Falk selbst die Stimmen der Wähler auf Persönlichkeiten, die ihm die geeignetsten schienen.

Erster Bürgermeister wurde Herr Reinhold Niederhof, ein Mann, auf dessen Redlichkeit man felsensfest bauen konnte; er stammte aus der Gegend von Osnabrück und hatte sich als Schwiegersohn des Danziger Rathsherrn Henrich Schlichter zu den höchsten Würden der Stadt emporgearbeitet. Zweiter Bürgermeister wurde Johann von Schauen. Herr Heinrich Falk trat, den gesetzlichen Bestimmungen gemäß, als Rathsherr in den Rat ein.

Im Laufe des nun begonnenen Jahres 1473 sollten Ereignisse eintreten, welche selbst die Augen später Nachkommen noch auf die mannhafte deutsche Stadt an der fernen Ostseeküste richten mußten.





Zehntes Kapitel.

Das jüngste Gericht.

Mit dem großen Schlüssel, dem ansehnlichsten ihres Bundes, öffnete Frau Barbara Lange die Thür im Oberstock ihres Hauses, die den Zugang zu dem Heiligtum ihres Hauswesens, ihrer Leinenstube, verschloß.

„Merke dir den Schlüssel, mein Käthchen,“ sagte sie zu der Braut ihres Sohnes, die ihr folgte, „denn in wenigen Monden wirst du als meines Eberts Hausfrau hier oben das Reich mit mir teilen, das bisher unbestritten mir gehörte. Komm, ich zeige dir, was demnächst dein sein wird; die Frau des stolzesten Kaufherrn hat es nicht besser, du müßtest denn in das Haus des Johann von Schauen gehen. Doch ihm bringt sein Reichthum, so unzählbar er ist, keine Freude, denn er hat kein Weib mehr und auch kein Kind, und niemand ist ihm verwandt. Ich aber habe meinen Ebert, und nun habe ich auch dich, süßes Kind, und wenn ich auch nicht deine leibliche Mutter bin, so wüßte ich doch fast nicht zu sagen, wer mir lieber wäre, mein Ebert oder mein Käthchen. Womit hast du mir's angetan, Kleine? Sag es mir!“

„Gute Mutter!“ entgegnete das schmucke Käthchen, indem sie Frau Barbara umarmte, „Eure eigene Herzensgüte heißt Euch so lieb gegen mich zu sein. Möge der allmächtige Gott geben, daß ich auch Euch noch manches lange Jahr pflegen kann, und mein eigen Mütterchen dazu!“

„Ich muß es gestehen,“ versetzte Frau Barbara, „es würde mir sehr schwer werden, von Euch allen zu scheiden; Christ im Himmel möge es verhüten! Sieh dich nun um, Käthchen, ich werde dir die Schränke und die Truhen aufstun.“

An drei Wänden des geräumigen Gemaches standen Schränke und Truhen aus dem klarsten Eichenholz mit kunstvollen Beschlügen; sie waren mit Leinen gefüllt und mit fertiger Wäsche vom derbsten bis zum feinsten Stück. Alles war in Frau Barbaras eigenem Hause gearbeitet; auf eigenem Grund und Boden jenseit der Lastadie an den fruchtbaren, feuchten Ufern der Mottlau war der Flachs gezogen, den die unbescholtenen Mägde gesponnen und gewebt hatten; manches sinnige Lied hatten sie dabei gesungen, und wenn die dicken Rollen gebleicht und geglättet fertig dalagen, dann hatte Frau Barbara jedes Jahr von den schönsten Rollen einige zum Pfarrherrn von St. Marien und zu den Siechenhäusern der Stadt geschickt, daß auch die Diener der Heiligen und die Armen und Nothleidenden teil an dem Segen hätten, der in ihr Haus einkehrte.

Kein Unrecht, keine Träne und kein Seufzer klebten an diesem wohl erworbenen Gute.

Mit sichtlichem Wohlgefallen zeigte Frau Barbara ihre reichen Vorräte, und legte die Stücke heraus, welche zur Vervollständigung des Haushaltes für das junge Paar dienen sollten.

„Eure Hochzeit wird ein rechtes Freudenfest werden,“ sagte Frau Barbara, indem sie geschäftig hin und wieder ging und sich mit dem Leinen trug, „wäre nur mein Ebert wieder froh, wie er sonst war.“

„Es ist die Erinnerung an seinen Freund Konrad, die ihm manche schöne Stunde trübt,“ erwiderte Käthchen, „und so wie ich meinen Ebert kenne, wird dieser Schatten noch lange nicht von ihm weichen, denn unter seiner äußern Fröhlichkeit verbarg sich stets ein tiefer Ernst, und sein Sinn ist fest und beständig.“

„Du magst recht haben,“ entgegnete Frau Barbara, „auch ich habe bittere Tränen um das Schicksal des guten und schmucken Bannerherrn geweint; denn daß er unschuldig ist, die Bürgerschaft wollte ich ohne Bangen auf meine Seele nehmen. Ja, wer in unserer Stadt, außer

dem hochmüthigen Johann von Schauen, wäre dem Ketter meines Sohnes nicht zugetan! Draußen im Stall steht noch sein Rappe, Ebert füttert ihn selber und reitet jeden Tag das schöne Tier hinaus ins Freie, und mein Sohn behauptet sogar, selbst der Rappe sei traurig, daß er seinen Herrn nicht mehr tragen könne."

"Sagt Ihr des Bannerherrn Maigräfin vom vorigen Jahr?" erwiderte Käthchen, „das Herz blutet mir, wenn ich an den Tag denke, wo sie so lieb und schön wie ein Engel mit ihren rothigen Wangen und ihren strahlenden Augen neben ihm ritt, und sie nun so bleich, so traurig am Altar der Mutter Gottes knien sehe. Könnte ich ihr dadurch helfen, bei Gott! ich wollte noch ein ganzes Jahr warten, bis ich mit meinem Ebert an den Altar treten dürfte, obwohl schon jetzt mein Herz alle Tage bis dahin zählt!"

"Horch, da kommt er, von dem du sprichst," entgegnete Frau Barbara, „ich kenne ihn am Schritt, niemand eilt wie er so rasch die Stiegen herauf. Für heute mag es ihm vergönnt sein, hier einzutreten; sicher bringt er eine Neuigkeit, er suchte sonst nicht hier nach uns."

Ebert trat ein, hastig und vor Eile glühend. „Freut Euch!" rief er, „der Läufer von Lübeck hat soeben gute Botschaft gebracht. Paul Bencke hat eine Galeide genommen, welche so kostbares Gut an Bord führte, daß man, den Berichten nach, schier einen Königspalast damit ausschmücken könnte. Herr Johann Sidinghausen und Herr Tiedemann Valandt werden noch heute auf die Reise gehen, um in Stade ihre kostbare Beute in Empfang zu nehmen."

"Ei nun, dann werden ja die Engländer bald Frieden machen," entgegnete Frau Barbara, „der Paul Bencke ist doch ein gewaltiger Held; es ist ein Glück, daß wir ihn haben, denn die Engländer sind doch gar zu ungerecht gegen uns, sie nehmen unser Gut, wo sie es finden, und fragen nicht nach Recht oder Unrecht. Wem gehörte die Galeide, und was hatte sie geladen?"

"Auf diese Frage kann ich noch keine Antwort geben," versetzte Ebert, „man weiß nur, daß die Beute über die Maßen köstlich ist, und daß sie durch einen sehr heißen und blutigen Kampf gewonnen wurde, den kein anderer als Paul Bencke durchfechten konnte. Kein

anderer sage ich, denn Konrad muß längst tot sein!" In schmerzlicher Bewegung kehrte er sich um, trat ans Fenster und schaute in die Straße hinab.

Auf einen Wink, den Frau Barbara gab, ging Käthchen zu ihrem Verlobten und legte ihm die Hand auf die Schulter. Mit freundlichem Wort lud sie ihn ein, mit ihnen die Schätze der Mutter zu mustern, dann gingen die Frauen mit ihm hinab in das Wohngemach, wo der Hausherr in großen Schritten auf und ab wandelte und den Eintretenden das Ereignis noch einmal verkündete.

Kein Haus war in der Stadt, in dem heute nicht Paul Benekes Name genannt wurde, und als der Maiabend zu dunkeln begann und im Artushofe die sogenannte Bierglocke ihre willkommenen Klänge ertönen ließ, füllten sich die Hallen dichtgedrängt; die Danziger Kaufherren freuten sich an dem Ruhme ihres Landsmannes, niemand aber mehr als die St. Georgenbrüderschaft, denn dieser gehörten sowohl die Eigentümer des großen Krawels, als auch Paul Beneke selbst an.

Der ersten amtlichen Nachricht folgten bald eine Menge wunderbarer Gerüchte, die von der Menge begierig aufgenommen und bewußt oder unbewußt weiter ausgeschmückt und verbreitet wurden. Fabelhafte Dinge erzählte man sich über den Reichtum der Ladung; man nannte außer den feinsten Tuchen und Pelzen die kostbarsten, auf Seide gewirkten Goldstoffe, deren auch die reichen Danziger Kaufmannsfrauen sich gern zu ihren stolzeſten Festkleidern bedienten; man zählte Juwelen, seltene Spezereien und prächtige Tapissereien, und noch viele andere Dinge auf, deren Namen den außerlesensten Reichtum bezeichneten.

Einstimmig aber nannte man als das herrlichste Kleinod der ganzen Beute ein wunderbares Gemälde, einen Altarschrein von ungewöhnlicher Größe und von solcher Vollendung der Kunst, daß die große Masse des Volkes willig der Mähr Glauben schenkte, nicht von Menschenhand sei dieses Wunderwerk geschaffen, sondern es sei vom Himmel herabgefallen, auf dem Meere schwimmend habe man es gefunden und habe es aufgefißt, und der Danziger Bürger pries sich glücklich, daß er in seinen Mauern ein Kleinod von solcher Schönheit und solcher Heiligkeit bewahren sollte; denn in Sachen der Kunst zeigten die Einwohner von

Danzig gerade in jenen Zeiten reges Verständnis und einen so opferwilligen Sinn, daß der ganze großartige Prachtbau der Marienkirche aus freiwilligen Beiträgen Danziger Bürger hergestellt werden konnte.

Am 27. April 1473 hatte Paul Bencke durch blutigen Kampf die kostbare Beute errungen; in der Mitte des Juni theilten die Eigentümer des Krawels dieselbe zu Stade im Gebiete des Erzbischofs von Bremen. In den letzten Tagen desselben Monats gelangten sie mit ihren Schätzen nach ihrer Vaterstadt, und zwar auf dem Landwege durch Pommern. Paul Bencke selbst mit einem Teile seines wohlbewaffneten Schiffsvolkes gab ihnen das Geleit und sicherte sie gegen Gewalttaten der vielfachen Straßenräuber, mit denen jene Handelsstraße damals besetzt war.

Unfägliche Aufregung bemächtigte sich der ganzen Stadt Danzig, als die Nachricht ankam, Paul Bencke sei im Kloster Oliva, drei Stunden westlich von Danzig, angelangt, und werde am nächsten Morgen seinen Einzug halten.

Schon in der Frühe war das Thor und die Langgasse von Zuschauern dicht besetzt, und ein brausendes Jubelgeschrei empfing den wettergebräunten Seehelden, der in seiner kraftvollen, markigen Gestalt, in seinem vollen, bereits etwas ergrauten Bart auf seinem mutigen Rosse eine prächtige Erscheinung bot.

Hinter dem Helden fuhr man auf einem offenen Wagen, in dichte Decken gehüllt, das wunderbare Gemälde, das ein Schmuck der Marienkirche zu werden bestimmt war.

Der gesamte Rat mit beiden Bürgermeistern an der Spitze erwartete den sieggekrönten Helden vor dem Rathhause und bewillkommnete ihn feierlich, dann begab sich der Zug, von einer brausenden Menschenmenge umdrängt, zu der nahe gelegenen Marienkirche.

Vor der Beutlertür, einem herrlichen, zwanzig Fuß hohen und fünfzehn Fuß breiten Eingange, hielt der Wagen mit dem Bilde. Die verhüllenden Decken fielen, die Flügel des geschlossenen Altarschreines zeigten sich über und über vergoldet.

Man hob das Kunstwerk herab, man trug es in die Kirche, wo über dem Altarbilde am St. Georgspfeiler bereits die eisernen Klammern eingeschlagen waren, auf denen man das Kleinod sicher aufstellen konnte.

Und nun kam der Augenblick, welcher der aufs höchste erwartungsvollen Menge das Wunder enthüllen sollte. Zunächst dem St. Georgenpfeiler stand der Rat, aber da man es hoch angebracht hatte, so mußte es auch von den entferntesten Beschauern gesehen werden.

In dem Augenblicke, als die Flügel aufgesperrt wurden, sank die ganze Menge der anwesenden Beschauer, so viel ihrer auch waren, auf die Knie, und in lauten Ausrufen des Schreckens, des Entsetzens oder des heiligsten Entzückens brachen die Gefühle durch, welche die Anwesenden durchschauerten.

Auf den drei Tafeln des großen Gemäldes zeigte sich eine ergreifende Darstellung des jüngsten Gerichtes.

In der Mitte des Mittelbildes auf einem glänzenden Regenbogen saß der Heiland mit dem strengen Ausdruck des Weltrichters; ein roter Mantel umfloß in schönen Falten seine heilige Gestalt, auf einer goldenen Kugel ruhten seine Füße. Über ihm schwebten Engel mit den Marterwerkzeugen, unter ihm stießen Himmelsboten in die furchtbaren Posaunen, die zum letzten Gerichte riefen. Zu seiner Rechten kniete Maria, die gnadenreiche, fürbittend hob sie Augen und Hände zu dem strengen Richter empor; zu seiner Linken schaute man Johannes den Täufer, dem sich in würdevollen, höchst vollendeten Gestalten der mannigfachen Schönheit die heiligen Apostel anreiheten.

Auf der untern Hälfte des Mittelbildes stand, alle übrigen an Größe überragend, der Erzengel Michael im goldglänzenden Panzer, mit prachtvollem Purpurmantel, der von den Schultern zur Erde niederwallte; in seiner linken Hand hielt er die Wage des Gerichts, in deren Schalen die Seelen der Menschen gewogen werden. Ringsumher war das Feld, auf dem aus ihren Gräbern die Toten auferstanden; nackt oder mit Leichentüchern angetan hoben sich die Menschengestalten unter den Leichensteinen empor und richteten mit dem Ausdruck banger Erwartung die Blicke, die noch die letzten Schatten der Todesnacht umschleierten, auf den Erzengel, dessen schrecklicher Wage sie nahen müssen.

Wehe ihnen, wenn die Wage, in die sie eintraten, empor schnellte! Die fürchterlichsten Teufelsfrazen, halb Mensch, halb Tiergestalt, rissen die Verdammten in den Abgrund zur Linken hinab, aus dem die

höllischen Gluthen emporlohten. Zwischen zackigen, schroffen Felsen sprühten Funken und Dampf, in tollem Graus wurden die Verlorenen hinabgestürzt; die unaussprechlichste Angst, der wildeste Schmerz, an Wahnsinn grenzende Verzweiflung sprach aus den Zügen der Verdammten, unter denen jedes Alter und jedes Geschlecht zu finden war.

Wie erhaben trat diesem fürchterlichen Anblick gegenüber auf der rechten Seite des Erzengels die fromme Ruhe derer hervor, die in ihren Gesichtszügen das freudige Vorgefühl der nahenden Seligkeit zur Schau trugen. Ein prächtiges, mit Säulen geziertes Portal strebte hoch empor, durch seine geöffneten Türen gingen die Seligen in die himmlischen Hallen. Wie drüben der Jammer der Verzweiflung, so gab hier auf die vielfachste Weise sich demütiges Erstaunen und stille, selbige Freude kund.*)

Nachdem die Mitglieder des Rates sich an dem unvergleichbaren Anblick sattfam geweidet, begaben sie sich mit dem Seehelden zu dem Rathause, um dort seinen Bericht zu vernehmen. Doch als sie in das Rathaus eintreten wollten, riefen die begleitenden Bürger mit lauten Worten, Paul Bencke möge auf dem Langenmarkt vor allem Volk reden.

Der tapfere Mann war dazu bereit, und der Rat widerstrebte nicht. Unter lautem Jubel bestieg Paul Bencke den sogenannten Ratsstuhl, der vor dem Artushofe stand und machte sich bereit, von der vollbrachten That zu erzählen. Tausende drängten sich heran, um genau hören zu können, unter ihnen nicht wenige Ausländer. Einem großen Holländer mit breitem Hut war es gelungen, sich in der Nähe des Redners einen sehr günstigen Platz zu erringen. Unmutig drängten und reckten sich hinter seinem breiten Rücken einige Danziger Bürger, der Schroterinnung angehörig, denen der Holländer die Aussicht verdeckte.

Die beiden Bürgermeister hatten sich zu beiden Seiten des Redners

*) Das herrliche Bild, welches jetzt in der Dorotheenkapelle der Marienkirche in Danzig aufbewahrt wird, ist 1467 von Hans Memling gemalt. Zur großen Ehre der Danziger Bürger muß es gesagt werden, daß sie sich nie bereit finden ließen, selbst gegen die größten Summen (Kaiser Rudolf II bot 40000 Goldgulden) ihr Kleinod in fremde Hände zu liefern.

niedergelassen; die Mitglieder des Rates und ein Teil der Ratswache umstanden den Ratsstuhl.

Paul Benefe winkte mit der Hand, da legte sich das laute Toben, auch das letzte Gemurmeln verklang, lautlose Stille lagerte sich auf die dichtgedrängte Masse, die Kopf an Kopf den Langenmarkt und die angrenzenden Straßen füllte. Mit kräftiger, weithin schallender Stimme begann Paul Benefe nun zu erzählen:

„Ehrsame Herren des wohlweisen Rates und liebe Freunde! Wer auf der hohen See seine Segel und Planken vor den Stürmen und seine Ladung vor englischen Kapern bewahren will, der muß eine feste Hand und frischen Mut besitzen und die Rechte nicht von der Waffe lassen. So habe ich allezeit gedacht und mich stets wohl dabei befunden, und was die Engländer angeht, so habe ich gegen sie eben so wenig Schonung bewiesen, wie gegen die, welche öffentlich unsere zweifelhaften Freunde, im stillen aber unsere neidischen Feinde sind, nämlich die Burgunder und die Franzosen. Alle drei habe ich mein Lebtag gern ausgepocht, und als der Ratsherr Bernhard Pabst mir das große Krawel, den „Peter von Danzig“ übergeben hatte, da dachte ich, nun sei es an der Zeit, unsern Feinden einmal eine recht derbe Züchtigung zu erteilen.

„Seit dem Herbst vorigen Jahres lag ich mit dem großen Krawel an der Mündung der Elbe vor Anker und benutzte die Winterzeit, um mein gutes Schiff aufs beste in Stand zu setzen. Das wichtigste Erfordernis war eine zuverlässige Besatzung. Von den dreihundert und fünfzig Mann des „Peter von Danzig“ entließ ich mehr als die Hälfte und warb mir andere Gefellen, vierhundert an der Zahl.

„Der vortrefflichste von ihnen war ein Nürnberger, Barthold nannte er sich, ein Held von verzweifelter Kühnheit, ohne dessen starken Arm heute nicht das jüngste Gericht in der Marienkirche vor Euren Augen stände. Leider hat dieser Barthold mich in Stade ohne Abschied und ohne seinen Beuteteil zu verlangen, verlassen, und ich kann nicht die geringste Auskunft geben, wo er geblieben sein mag.

„Diesen meinen Rütters gab ich einen festen Sold und verhiess

ihnen reiche Beute. Dadurch erlangte ich, daß sie sich das Warten nicht verdrießen ließen und begierig dem Kampf entgegenzogen.

„Unsere Zeit kam denn auch endlich herbei, die Stürme des Winters legten sich, ein frischer Wind blies lustig in meine Segel; am 10. April dieses Jahres lichtete ich die Anker und ging in See, um nach der spanischen Küste zu kreuzen. Doch so weit kam ich nicht, denn als ich in den Hafen von Sluis einkehrte, fand ich dort, was ich suchte.

„Es lag daselbst eine große Galeide vor Anker, der „St. Thomas“; meinem eigenen Schiffe stand sie kaum an Größe nach. Obwohl ein Handelsfahrzeug, war sie doch stark bewaffnet, besaß ein doppeltes Vorderkastell zum Kriegsgebrauch und führte acht Quartierschlangen an Bord, während der „Peter von Danzig“ deren nur sechs besitzt. Der Kapitän der Galeide war ein Franzose, François St. Mathey.

„Dieser „St. Thomas“ und noch ein anderes kleines Schiff waren bestimmt, eine große und kostbare Ladung, welche englische Kaufleute in Sluis von florentinischen Händlern erworben, nach England hinüber zu schaffen. Die Verloader hatten Angst, daß ihnen der „Peter von Danzig“ unangenehme Tage bereiten könnte, und deshalb bedienten sie sich einer List, die ihnen aber doch nichts helfen sollte.

„In Brügge befand sich in jener Zeit der Florentiner Thomas Portinari, der als Rat in den Diensten des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund stand und bei dem Herzog hoch angesehen war. Dieser Portinari ließ die Galeide mit allem Inhalt auf seinen Namen ver schreiben, obwohl ihm nicht ein Span von der Ladung angehörte; der „St. Thomas“ zog die burgundische Flagge auf und verließ nun mit dem kleineren Schiffe ganz stolz und sicher den Hafen von Sluis.

„Ich war ihm einige Tage vorher vorausgegangen und hatte mich vor dem Zwin auf Lauer gelegt. Ich zeigte meinen Leuten den fetten Vogel, der an uns dreist vorüberflog; sie schwangen ihre Waffen und wollten sich der Beute sofort bemächtigen, aber ich wehrte ihnen, denn ich mußte auch das Recht wahren. Mit Burgund standen wir in keiner Fehde, ich konnte also die burgundische Flagge nicht auf offener See angreifen.

„Aber bei uns gilt ebensowohl wie bei unseren Feinden der Satz,

daß feindlicher Boden feindliches Schiff mache. Ich folgte den beiden Fahrzeugen, bis wir die englische Küste in Sicht hatten. Hier, auf feindlichem Boden, griff ich an, indem ich dem St. Thomas eine volle Ladung aus meinen Quartierschlangen zusandte, daß seine Planken frachten und splitterten.

„Das kleine Schiff setzte alle Segel bei und entfloh; der St. Thomas aber verließ sofort das Fahrwasser und nahm den Kampf mit uns auf.

„Der Feind ließ uns auf etwa zehn Schiffslängen herankommen, dann erst zeigte er uns die Zähne. Er löste seine Geschütze und eine Wetterwolke entlud sich gegen uns; gehacktes Blei, Ketten, Nägel, Kugeln aller Arten pfliffen und rasselten in unsere Nahen, zersplitterten sie, zerrissen unsere Fackel*), wüteten unter den Segeln und stürzten mir ein halbes Duzend meiner Leute auf den Dverlop**). Kaum war dieses Hagelwetter vorübergezogen, da ließ der Feind vom Vorderkastell seine Bliden***) spielen, die weit schwerere Geschosse warfen als meine Quartierschlangen und meine beiden Bombarden. Dazu wußten die Burschen in ihrer Behendigkeit die Geschütze so flink zu bedienen, daß ich sogleich einsah, im Kampfe mit den Bombarden würden wir nichts ausrichten können; der Feind war weit stärker, als wir ihn geschätzt hatten.

„Doch diese Wahrnehmung hatte keine andere Folge, als daß sie die Mut meiner Rütters anstachelte und ihre Kampfbegier zu hellen Flammen antrieb. Mein Befehl, die Boote auszufahren und den Feind zu entern, wurde mit Jubelgeschrei sofort ausgeführt, und lustig wie die Enten schwammen kurz danach acht Boote auf dem Wasser; die Ruder peitschten das schäumende Meer, daß die Flocken wirbelten, und wie die Möve auf den Hering stößt, so schossen meine wackern Burschen in ihren Züpen auf den St. Thomas zu.

„Der Franzose aber, der Kapitän, schloß nicht in diesem Augenblick; er richtete seine Bliden und gab Feuer, und an meiner Seite bohrte er mit seinen schweren Kugeln eines unserer Boote in den Grund,

*) Vordermast.

**) Verdeck.

***) Große Geschütze.

daß die Planken im Wasser tanzten und meine Ritters Gelegenheit fanden, ihren allzeit heftigen Durst gründlich zu löschen.

„Noch rauchten auf dem St. Thomas die Kohre, als meine Boote an seine Pulpelnen stießen; wie die Raketen ging es hinan. Auch ich vergaß meine fünfzig Jahre und meinen schweren Maschenpanzer, einer der ersten stand ich an Bord, und nun räumten unsere breiten Schwerter unter den lustig springenden Wälschen auf, daß sie zurückprallten und wir uns ihres Vorderkastells im ersten wütenden Anlauf bemächtigen konnten.

„Damit war viel gewonnen; doch wieder war es der Franzose, der mit seiner hellen Stimme seine Leute anfeuerte und sie uns unter allen möglichen Drohungen und Verheißungen auf den Hals heßte.

„Wie die gierigen Wölfe fielen sie uns an, denn sie wußten selber sehr wohl, daß für sie hier keine Zeit zum Späßen war. Sie schwangen sich in das Tauwerk und hieben von oben her auf uns, sie krochen auf allen Bieren heran und stießen meinen Rittern ihre Messer in den Leib, sie schleppten sogar zwei Halbschlangen bis dicht an uns heran und gaben uns eine Ladung, die eine fürchterlich klaffende Blutgasse in meine Schiffskinder riß und sie auf einen engen Raum neben dem Vorderkastell zurückdrängte.

„Es war ein verzweifelter Augenblick, und wenn ich die Wahrheit reden soll, so glaubte ich nicht, daß ich die Gratia Dei zu St. Marien jemals wieder hören würde. Wir wären auch allesamt zusammengeworden, wenn nicht gerade jetzt Hilfe gekommen wäre, Hilfe, die ich vorher für unmöglich gehalten hätte.

„Eben als der Dampf der Halbschlangen sich verzog, sah ich einen kleinen Haufen meiner Ritter, den Barthold von Nürnberg allen voran, auf dem Hinterkastell im Rücken der Feinde. Wie die Tollen sprangen sie hinab in die Wälschen und räumten unter ihnen auf. Ich aber glaubte, in wenigen Augenblicken müßte diese Handvoll Menschen niedergehauen sein.

„Ich irrte mich. Meine Leute standen fest wie Felsen, und ihnen allen öffnete der Barthold mit Löwengrimm eine Gasse. Habe ich je in meinem Leben einen Helden in herrlicher Arbeit geschaut, so war es

damals dieser Nürnberger, der durch sein Beispiel auch meine Leute wieder zu vollem Mute ansachte, daß sie ihre Waffen mit starker Faust faßten und denen entgegenarbeiteten, die ihnen Hilfe brachten.

„Nun waren die Wälschen zwischen zwei Feuern; von beiden Seiten trieben wir sie gegenseitig uns in die Klingen. Sie leisteten den ver-zweifelststen Widerstand, aber keiner unter ihnen konnte dem Nürnberger den Weg zu ihrem Kapitän verlegen. Von der Hand Bartholds getroffen, fiel der Franzose St. Mathey mitten unter seinen Leuten, und nun, meine Freunde, nun war der Sieg für uns entschieden!

„Die Wälschen warfen die Waffen fort, stürzten auf die Knie und baten um Gnade. Wir fesselten sie und brachten sie in den Bodden*) ihres eigenen Schiffes, auf dem ich sogleich die Danziger Flagge hissen ließ.

Dann hielt ich Musterung. Einhundert und dreizehn Feinde waren gefallen, von meinen Schiffskindern einundsiechzig. Mein Tapferster aber, der Nürnberger Barthold, war verschont geblieben, und meinen ganzen Beuteanteil wollte ich darum geben, wenn ich wüßte, wo er geblieben ist, oder wo. —“

„Bewünschter Holländer!“ unterbrach eine heftig schreiende Stimme ganz in der Nähe des Ratsstuhles den Seehelden, „glaubst du, wir wären Futter für deine Ellenbogen und deine Bärenfüßen? Herunter mit deinem scheffelgroßen Hut!“

Von harter Hand getroffen flog der Hut unter die Menge, und das braunumlockte Antlitz eines hochgewachsenen Mannes kam zum Vorschein. Aller Augen richteten sich auf den Ort der plötzlichen Störung.

Raum aber hatte Paul Benefe dieses ausdrucksvolle Gesicht geschaut, als er in heller Freude laut ausschrie: „Alle Heiligen! Barthold! Mein Kamerad! Her zu mir! Hier an meine Seite!“

Aber hundertfach hallte zugleich über den Markt hin der Ruf: „Es ist unser Bannerherr! Flemming ist es!“

Bleich vor Grimm und Haß erhob sich Johann von Schauen von seinem Sitze. „Greift den Verbrecher! Den Geächteten!“ rief er den Ratswachen zu, „schleppt ihn in den Strohturm und bestellt den Henker!“

*) Der innere Schiffsraum.

Die Krieger drängten sich ungestüm vor, um sich des Bannerherrn zu bemächtigen; aber mit einem gewaltigen Satz sprang Paul Benefe von Ratsstuhle herab, stieß die Ratswachen beiseite und stellte sich vor den Bedrohten.

„Zurück!“ rief er mit mächtiger Stimme, „dieser ist kein Verbrecher! Ich büрге für ihn, ich, Paul Benefe!“

„Bei der Strafe des Galgens, tut eure Schuldigkeit! Der Bürgermeister befiehlt es!“ rief Johann von Schauen drohend. Die Wachen drangen von neuem vor und suchten ihre Hellebarden einzulegen.

„Halt!“ schrie der Seeheld in gewaltigem Zorn, indem er die Hand ans Schwert legte, „ihr habt mich einen harten Seevogel genannt und bei St. Georg! geht zurück, oder ich zerschmetterte euch die feilen Schädel!“

Und rechts und links drängten sich kraftvolle Männer um Paul Benefe und den Bannerherrn und der Ruf ertönte: „Heran Ihr Schmiede! schützt Euren Bruder!“

Klingen blitzten, der Augenblick war nahe, wo Bürgerblut das Straßenpflaster röten mußte.

Da schob sich die hohe, breitschultrige Gestalt des Herrn Reinhold Niederhof in den tobenden Knäuel hinein; er trieb die Wachen zurück, er gebot mit gewaltig schallender Stimme Ruhe, und sogleich legten sich die stutenden Wogen, es wurde still.

„Wohl ist der Bannerherr geächtet,“ rief Herr Reinhold Niederhof, „aber er hat der Stadt einen herrlichen Dienst geleistet, und ich fordere, daß man vor versammeltem Räte, nicht vor der Wedde, den Bannerherrn noch einmal verhöre! Wachen, führt ihn zum großen Remter des Rathhauses!“

Die Menge rief Beifall und machte Platz. Paul Benefe faßte Flemmings Arm und rief: „Kommt mit! Wir wollen doch einmal sehen, wer Euch ein Haar krümmen soll!“

„Führt mich, wohin Ihr wollt!“ entgegnete Konrad finster, „mir liegt nichts an meinem Leben.“

„Aber uns desto mehr!“ versetzte Paul Benefe, „folgt getrost, ich weiche nicht von Eurer Seite!“

Sie schritten der Thür des Rathhauses zu, das von allen Seiten von der Masse der Bürger dicht umlagert wurde.

Durch alle Gassen der Stadt wälzte sich mit Windesschnelle die Nachricht: „Der Bannerherr ist wieder da! Er war der tapferste in dem Kampfe zur See, und nun will Johann von Schauen ihn morden!“

Welches Ohr hätte diesen inhaltsschweren Worten verschlossen bleiben können? Wer nicht siech daheim lag, der eilte dem Rathause zu, den Ausgang der Verhandlungen zu erwarten.





Elftes Kapitel.

Der zerbrochene Ring.

Die Ratsherren saßen vollzählig auf ihren Bänken, die beiden Bürgermeister hatten die Plätze der Vorſitzenden eingenommen, ihnen gegenüber ſtanden Konrad Flemming und Paul Beneke. Es war derſelbe Saal, in dem die Wedde vor zehn Monaten ihren fürchtbaren Spruch getan hatte.

Der erſte Bürgermeister erhob ſich von ſeinem Sitze. „Ehrſame Herren und liebe Freunde!“ begann er zu reden, „wir alle erinnern uns der großen Dienſte, welche der Held, der nun als Angeſchuldigter vor uns ſteht, ſchon in früheren Zeiten der Stadt geleistet, und wir haben das Lob vernommen, welches Herr Paul Beneke ihm jezt ſo reich von neuem zollt. Ich hoffe, daß es dem Angeſchuldigten gelingen wird, ſich von allem zu reinigen, was ihm zur Laſt gelegt wird, damit er wieder frei in unſere Mitte treten könne.“

„Vermag er ſich zu reinigen, ſo mag er frei ſein,“ verſetzte Johann von Schauen mit finſtern Mienen, „wo nicht, ſo fordere und verlange ich, daß dem Geſetze ſein Recht verbleibe!“

„Nun, ich dächte, daß an dieſer Stelle dem Rechte noch nie Gewalt geſchehen ſei,“ entgegnete Herr Reinhold Niederhof, indem er ſeine klaren blauen Augen ſeinem Amtsgenossen zuwendete, „und ſo lange ich auf dem Stuhle des erſten Bürgermeiſters ſiße, ſoll es niemand gelingen, das Recht anzutaſten. Laßt uns nun zu unſern Verhandlungen kommen.“

„Zur Zeit des letzten Dominiks, als die Polen vor unserm Rat-
hause einen Auflauf erregten, wurde der Bannerherr Konrad Flemming
des Einverständnisses mit dem Polen Bronikowski beschuldigt, und da
er sich nicht von diesem Verdachte reinigen konnte oder wollte, so ver-
urteilte die Wedde ihn in aller Form Rechtsens zum Tode.

„Seit jener Stunde ist mancher Tag dahin gegangen, die Ver-
hältnisse unserer Stadt haben die mannigfachste Änderung erlitten, und
viele Rücksichten, welche damals zwingend sein konnten, dürften heute
ihre Gewalt verloren haben. Verweigert uns heute nicht die Auskunft,
die wir haben müssen, um durch die That die Freundschaft beweisen zu
können, die viele von uns für Euch hegen. Wo weiltet Ihr in jener
Stunde, als die Polen das Rathaus überfielen? Ich bitte Euch dringend,
redet!“

Konrad Flemming schüttelte traurig den Kopf. „Ihr Herren!“
entgegnete er, „ich danke euch für die Liebe, die ihr mir zeigt, und ich
würde so freundlichen Worten sicher nicht widersprechen, wenn nicht Bande,
die ich nie lösen kann, meine Lippen schliessen. Erspart mir, ich bitte
euch, die nochmalige Untersuchung; ich bin kein Verräter, ich habe nie
mit den Polen Böses gegen euch geplant. Weiter kann ich nichts sagen,
und jene Antwort, die ihr begehrt, kann ich nicht geben!“

„Hört mir zu, ihr Herren!“ begann Paul Beneke jetzt mit Nachdruck
zu reden, „wenn ihr an dem starren Buchstaben eurer Gesetze festhaltet
und festklebt, wie der Teer an dem Schiffswerge, so seid ihr auf dem
besten Wege, ein himmelschreiendes Unrecht zu begehen. Seht euch den
Mann, dessen Haupt Herr Johann von Schauen mit aller Gewalt auf
den Block bringen will, doch einmal mit ungetrübten Blicken an. Der
Flemming rettet euren Sendboten aus den Händen der Polen, er rettet
abermals euren ersten Bürgermeister aus den Händen der Polen, und zum
drittenmal rettet seine Hand, wie es mir wenigstens scheint, den gesamten
Rat aus den Händen der Polen. Darauf erklärt die Wedde ihn für
schuldig, mit den Polen gemeinsam Verrat gegen die Stadt geübt zu
haben. Der Verräter entwischt glücklich, und geht, seine Haut für die
Stadt abermals zu Markte zu tragen. Kann ein solcher Mann ein Ver-
räter sein? Ihr Herren, hütet euch vor einer That, der die Strafe des

ewigen Rächers sicher auf dem Fuße folgen würde! Laßt den Flemming am Hochaltar von St. Marien auf das Kreuz schwören, daß er frei von jeglichem Versuche zum Verrat sei, und dann gebt ihm sein Schwert wieder und belohnt den Helden, ohne den Paul Benefe heute nicht hier stände!"

Erwartungsvoll hielten alle Ratsherren, und mit zorniger Erregung der zweite Bürgermeister die Blicke auf Herrn Reinhold Niederhof gerichtet; dieser strich sich schweigend und sinnend die rötlichen westfälischen Haare aus der breiten Stirn, dann entgegnete er mit Nachdruck: „Ich glaube, daß Herr Paul Benefe recht hat, und ich lege hiermit den Vorschlag, den unser Seeheld soeben getan, dem versammelten Räte vor!"

Mit grimmiger Gebärde sprang Johann von Schauen von seinem Sitze auf. „So sendet zuvor die Ratsdiener durch die Gassen," rief er, „und laßt sie ausrufen, daß in Danzig Recht und Gesetz lahm geworden sei, und daß es jedem Verräter frei stehe, nach Belieben unser Heiligthum anzutasten! Dieser Verurteilte hat, als bereits der Henker auf ihn wartete, Schloß und Kiegel gebrochen und mit seinen Helfershelfern Gewalt gegen die Gebote der Wedde gebraucht. Wollt ihr auch dieses Verbrechen tot schweigen? Warum fragt ihr mit keinem Worte nach denen, welche wie die Räuber sich an den Gesetzen der eigenen Vaterstadt vergingen? Weg mit der feigherzigen Nachgiebigkeit! Laßt dem Rechte unverkümmert seinen Lauf, und hütet euch, die Art an die Grundsäulen zu legen, auf denen die Wohlfahrt eurer Stadt ruht!"

Totenstille herrschte nach diesen Worten in der feierlichen Versammlung.

Draußen ertönte ein dumpfes Geräusch, das sich rasch dem Saale näherte. Die Thüren sprangen auf, herein trat in seiner vollen Amtsstracht der Pfarrherr von St. Marien; an seiner Hand führte er Hedwig Falk, es folgte der Brauer Martin Lange und sämtliche Alderleute der Schmiedezunft.

„Ehrsame Herren!" rief der Brauer, indem er rasch auf den Bannerherrn zueilte und sich wie abwehrend vor ihn stellte, „mit meinem ganzen Hab und Gut bürge ich für den Retter meines Sohnes!"

„Draußen steht das ganze Gewerk der Schmiede!" sprach mit

lauter Stimme der greise Altmeister, „wir alle verbürgen uns mit Hab und Gut, mit Leib und Leben für unsern Bruder, den Bannerherrn!“

Der Pfarrer von St. Marien war mit der Jungfrau bis an den Tisch der Bürgermeister vorgeschritten. Konrad Flemming hatte, als er Hedwig erblickte, sein Gesicht mit der Hand bedeckt und sich schmerzlich bewegt abgewendet. Herr Heinrich Falk verließ seinen Sitz auf der Ratsherrenbank und trat seiner Tochter zur Seite.

„Bevor ihr euren Spruch fällt, wohlweise Herren, hört das Wort dieser edlen Jungfrau,“ sagte der Pfarrer, „sie vermag euch in betreff dieses ehrenreichen Helden Mitteilungen von der höchsten Wichtigkeit zu machen.“

Hedwigs Antlitz war bleich, doch ihre Augen strahlten in einem wunderbaren Glanze, und obwohl sie zu den Ratsherren redete, hielt sie ihre Blicke doch unverwandt auf den Geliebten gerichtet.

„Ihr Herren!“ sagte sie, „ihr beschuldigt den Bannerherrn Konrad Flemming des Verrats, weil er euch nicht sagen will, wo er in jener Stunde des Tumults verweilte. Ich will es euch verkünden, er war“ — tiefe Glut flog über die bleichen Wangen — „er war bei mir!“

„Bei euch!“ rief Paul Beneke, „bei euch war er; jetzt verstehe ich alles! Um eure Ehre nicht antasten zu lassen, ließ der wackere Junge sich zum Tode verurteilen, und bei Gott und bei allen Gottesheiligen wollte ich schwören, eher hätte er siebenmal den Kopf dem Henker geboten, ehe er auch nur ein Wörtlein geredet hätte. Nun, Herr Johann von Schauen, wer ist nun der Schuldige?“

Der zweite Bürgermeister war auf seinen Sitz zurückgesunken. Diese gänzlich unerwartete Enthüllung machte einen gewaltigen Eindruck auf den stolzen Mann und erschütterte ihn sichtlich bis tief ins Innerste. Nur mit Mühe bewahrte er seine äußere Fassung, indem er sich dem ersten Bürgermeister mit den Worten zuwandte: „Fragt den Bannerherrn nun auch selber!“

Aufgefordert durch Herrn Reinhold Niederhof, teilte Konrad, jedoch mit sichtlichem Widerstreben, die Ereignisse jenes unheilvollen Tages mit.

Als er schwieg, bestätigte der Pfarrherr von St. Marien, daß er um den Verbleib des Bannerherrn schon früher gewußt habe.

Da stand Herr Reinhold Niederhof von seinem Plaze auf. „Ihr Herren, liebe Freunde!“ sagte er, „Laßt uns den Heiligen danken, daß sie unsere Hände von diesem edlen Blute rein erhalten haben. Was uns nun zu tun bleibt, ist bald gesagt: Ich fordere, daß der Bannerherr Konrad Flemming von aller Schuld des Verrates freigesprochen, daß ihm sein Schwert zurückgegeben und er in seine Stellung als Bannerherr unserer Stadt wieder eingesetzt werde. Erhebe sich, wer mir beistimmt!“

Alle Ratsherren erhoben sich, auch Johann von Schauen.

Der erste Bürgermeister winkte dem Herrn Johann Sidinghausen. Dieser verließ den Saal und kehrte sogleich mit dem Schwerte zurück, das Konrad damals in die Hand des Herrn Heinrich Falk gab. Der erste Bürgermeister selber umgürtete den jungen Helden mit der Sarazenenwaffe, dann umarmte er ihn und sprach: „Verzeiht uns allen Kummer, der Euch unverschuldet bereitet ward, und gebt uns Gelegenheit, Euch unsern Dank in der That zu zeigen.“

Ungestim ergriff der Brauer die Hand des Bannerherrn und wollte ihn mit sich fortziehen. „Kommt!“ rief er, „Eure Freunde harren Euer und vergehen fast in Angst um Euch. Zeigt ihnen, daß Ihr freiseid und Eure Ehre wiedergewonnen habt!“

Der Pfarrherr von St. Marien hielt den Eiligen zurück. „Geduldet Euch noch ein wenig,“ entgegnete er dem Brauer, „und ihr, wohlweise Herren, gestattet mir, euch noch ein Geschichtlein zu erzählen, das manchen von euch näher angeht, als er vermuten mag.“

„Redet, ehrwürdiger Herr,“ erwiderte der erste Bürgermeister, „wir sind gewohnt, aus Eurem Munde nur gute und gewichtige Worte zu hören.“

„So folgt mir in eine Zeit,“ versetzte der Pfarrherr, „die unter dem Staube der Vergangenheit tief begraben liegt. Jetzt ist mein Haar längst gebleicht; als es noch braun und voll meinen Scheitel umgab, war ich in hiesiger Stadt erster Bisar zu St. Marien. Damals hatte ich einen lieben Freund, er war aus ritterbürtigem Geschlecht, seine

Wiege stand in einem der reichsten Häuser dieser Stadt, doch der große Abstand unserer Lebensverhältnisse tat unserer herzlichsten Freundschaft keinen Abbruch.

„Mein Freund hatte nur einen einzigen Bruder; dieser Bruder, der jüngere, war der Liebling des Vaters, mein Freund der Liebling der Mutter, und die Parteinahme des heftigen Vaters ging so weit, daß der Friede der Familie dadurch mehr als einmal tief erschüttert ward.

„Die Mutter starb, mein Freund war nun der Zurückgesetzte, er zog sich von seiner Familie immer mehr weg, der Vater und der jüngere Bruder waren es zufrieden. Am liebsten hätte der Vater seinem Liebling allein die große Erbschaft zugewendet, und daß der ältere Bruder im Wege stand, vermehrte nur den Groll des Vaters.

„Einige Jahre vergingen; mein Freund gewann ein Mädchen lieb, ein holdseliges Geschöpf, sie wäre eine Zierde für ein Fürstenhaus gewesen. Doch diese Liebe stieß auf Schwierigkeiten, denn Margarethe war bürgerlichen Standes, die Tochter eines Goldschmieds. Als der Vater meines Freundes von dieser Neigung seines ältesten Sohnes erfuhr, gebot er demselben, seine Geliebte zu verlassen, anderenfalls er ihn enterben werde.

„Meinem Freunde galt seine Treue mehr als der Reichtum seines Vaters. In dunkler Nacht kam er mit Margarethe zu mir, in der Allerheiligenkapelle knüpfte meine Hand den unauflösllichen Bund der Ehe, die Neuvermählten bestiegen noch in derselben Nacht ein Schiff und vertrauten den Wogen des Meeres ihr Lebensglück. In der Stadt wußte niemand um das, was ich hier erzähle; die beiden Liebenden waren verschwunden, sie waren verschollen. Wenige Monate nachher starb der Vater; seinen ältesten entflohenen Sohn hatte er öffentlich enterbt, der jüngste erbt nun allein die zahllosen Reichthümer.“

Einen Augenblick schwieg der Pfarrer, als wolle er sich besinnen; unter den Ratsherren gab sich die gespannteste Bewegung kund, die meisten von ihnen wußten, wem diese Erzählung galt.

Der Pfarrer fuhr fort: „Vier Jahre waren vergangen, auch ich hatte nichts von meinen Lieben gehört. Als ich eines Abends noch spät

in der Librarie weilte, trat ein Fremder zu mir herein, in einen weiten Mantel gehüllt. Ich schaute ihn genauer an, und erkannte meinen Freund, sein Antlitz war von Gram gefurcht. Ich schloß ihn in meine Arme, ich fragte ihn: „Wo ist Margarethe?“ Er schlug den Mantel auseinander und zeigte mir ein schlafendes Knäbchen, das er auf seinen Armen trug. „Das ist unser Kind,“ sagte er, „die Mutter schläft den ewigen Schlummer, in der Kapelle des Stahlhofes zu London ist ihr Grab.“

„Ich führte den unglücklichen Freund in meine Wohnung und behielt ihn heimlich bei mir; ich pflegte ihn und sein Knäbchen mit dem Besten, was ich besaß; in der dritten Nacht geleitete ich ihn bis zu dem Grabstift des heiligen Adalbert, in der Kapelle auf dem Berge beteten wir vereint zum letztenmal. Dann zog er von dannen. Sein Söhnchen brachte er zu einem mir eng befreundeten Priester auf einer einsamen Ordensburg, er selbst trat als Ritter in den deutschen Orden ein. Im fernen Lande hat er sein Grab gefunden.“

„Bevor er von mir schied, sagte er mir: „Vielleicht kann einmal die Zeit kommen, daß ich meinen Sohn nach Danzig sende, dann soll er dir ein Erkennungszeichen bringen.“ Mit diesen Worten zog er den Ring, der das Wappen seines Hauses trug, vom Finger, zerbrach ihn mit seinem Dolche und reichte mir die Hälfte mit dem Wappenschild. — Hier ist sie; wer bringt das fehlende Stück?“ Er hielt den zerbrochenen Ring, den er unter seinem Kleide hervorzog, empor, und schaute mit bewegten Blicken auf den Bannerherrn.

Konrads Hand brachte die Kette zum Vorschein, die das Stück des goldenen Reifens trug. Er wollte sie von seinem Halse lösen, doch die andere Kette mit dem Muttergottesbilde, das ihm einst Hedwig gab, hatte sich mit der ersten so verschlungen, daß sie nicht zu trennen waren; er reichte sie beide dar.

Der Pfarrherr setzte die beiden Teile, welche der Dolch in jener Schmerzensnacht trennte, zusammen; sie fügten sich vollkommen zu einem Ganzen.

Mit dem Ringe trat der Pfarrherr an den Tisch, an dem die beiden Bürgermeister saßen, und sprach: „Euch, ihr Herren, sind die Wappen

aller Geschlechter unserer Stadt kund; urteilt, welcher Familie dieses Zeichen zugehört!"

Er hielt ihnen den Ring entgegen. Nur einen einzigen Blick warf Johann von Schauen auf das wohlbekannte Wappen, dann brach seine mühsam bewahrte Fassung gänzlich zusammen. Er streckte dem Bannerherrn seine Hand entgegen und rief: „Konrad von Schauen! Sohn meines unglücklichen Bruders Friedrich, verzeihe deinem Oheim!“ Und als der Bannerherr, als erschrecke ihn dieses Wort, einen Schritt nur vorwärts tat und dann zögernd einhielt, da sprang Johann von Schauen auf; unter Tränen breitete er beide Arme nach ihm aus und rief: „Konrad! Verzeihe mir!“

Der junge Held warf sich an die Brust des stolzen Mannes. Mancher graue Bart wurde in diesem Augenblicke von Tränen feucht.

Als Johann von Schauen sich wieder aufrichtete, zeigten die Züge seines Antlitzes sich gänzlich verwandelt; Stolz und Härte waren verschwunden, wie in tiefer Ermattung blickten seine Augen.

„Ich wollte dich zum Tode senden, Konrad,“ sagte er, „den Heiligen sei gedankt, daß ich mit den unnützen Schätzen, die mir eine Last, ja ein Fluch waren, dich nun zum Leben ausstatten kann. Ich bin müde und matt, meine Tage sind ohne Licht, nimm du meine Stelle ein. Dein, Konrad von Schauen, sind von diesem Augenblicke an alle meine Besitztümer, meine liegenden Gründe, meine Schiffe zur See, mein Geld und Gut. Ich behalte für mich nur, so lange ich lebe, das Gut zu Langfuhr, und tausend Mark Goldes für eine immerwährende Seelenmesse in St. Marien.“

Paul Beneke horchte hoch auf bei diesen Worten. „Bei St. Georg!“ rief er freudig, „das nenne ich einen glücklichen Fischzug! Nun seid Ihr der reichste Mann in der Stadt, und bevor zehn Jahre vergehen, ist Euer Platz dort hinter dem Bürgermeisterische! Glück zu, wackerer Held, Ihr habt es verdient!“

Konrad drückte dem Freunde stumm die Hand.

Dann schritt er auf Hedwig Falk zu, die mit ihrem Vater ein wenig zurückgetreten war.

„Ich weiß eine Perle,“ sagte Konrad mit tief bewegter Stimme,

„Sie ist das köstlichste Kleinod der Welt, mein Glück gibt sie allein. Wird die Perle mein eigen sein?“

Hedwig schaute ihren Vater an: Herr Heinrich Falk legte sein Kind an Konrads Brust, und jubelnd umdrängten die Versammelten, die gänzlich den feierlichen Ort vergaßen, mit ihren Glückwünschen das verlobte Paar.

Auch der greise Altmeister der Schmiede trat heran.

„Ihr habt einen gewaltigen Sprung getan, Herr Konrad von Schauen,“ sprach er, „jetzt sitzt Ihr auf dem ersten Platze auf der St. Georgenbank. Wird Euch nun auch zu gering scheinen, mit den Schmieden das Bruderbier zu trinken?“

„Mit nichts!“ rief Konrad, indem er die Hand des Altmeisters herzlich schüttelte, „mit nichts! Wir waren Brüder, und wir bleiben Brüder, und ihr alle müßt Gäste bei meiner Hochzeit sein!“

„Ihr wäret ohne so edle Gesinnung nicht dahin gekommen, wo Ihr steht,“ entgegnete der Altmeister mit Rührung, „der Segen der Heiligen wird Euch nie fehlen!“

Durch die weit geöffneten Türen schritt Konrad mit seiner Braut hinab auf die Gasse, wo seine Freunde, Ebert Lange an der Spitze, ihn erwarteten und der Jubel des Volkes ihn umbrauste.





Zwölftes Kapitel.

In König Artus' Hof.

Der Sommer schenkte seine längsten Tage und seinen hellsten Sonnenschein; Fluten von goldigem Licht umwallten die breite Krone der alten Linde am hohen Thor, Tausende von Blüten öffneten sich zwischen dem vollen Laube und füllten die Luft mit süßem Wohlgeruch.

Auf dem Bänkchen im tiefen Schatten der dichten Aste saß Konrad von Schauen mit seiner Geliebten; er hatte den Arm um sie geschlungen, ihr Haupt ruhte an seiner Brust und ihre Augen schauten voll und selig zu ihm empor.

Was flüstereten und koseten sie beide da an dem traulichen Orte? Was zog wie Frühlingshauch durch ihre Seelen?

Es war das niemals ausgesungene Lied vom Glück der Liebe, vom bitterm Herzensweh der Trennung, von der Borne des Wiedersehens, von der Seligkeit des Bundes für Zeit und Ewigkeit.

Alle Tage, die dahingingen, seit ihre Herzen sich fanden, zogen in ihren Gesprächen noch einmal vorüber, von dem ersten Augenblicke in der St. Adalbertskapelle an, durch die wonnigen Maientage, durch die furchtbaren Erschütterungen des Donnitz, durch die lange Nacht der Trennung bis zu der letzten so wunderbaren Entwicklung der drohend verworrenen Verhältnisse.

Schon war die Hochzeitfeier festgesetzt; am zweiten Tage nach Mariä Himmelfahrt sollte sie stattfinden, und auf denselben Tag wollte auch Ebert sein Rätchen heimführen; auch der Schlosser Liedemann

Eckart und der Glockengießer Gert Benning hatten sich besonnen, daß kein schönerer Tag je wiederkommen könnte, sie hatten ihre Wahl getroffen, und vier Bräute rüsteten mit ihren Freundinnen den Brauttschatz in seinen hundertfachen Erfordernissen.

Kein Unfall trübte mehr die Zeit, welche den Verlobten rasch dahinflöß. Nicht allein innerhalb der Mauern der Stadt herrschte ungestörte Ruhe, sondern auch draußen in der Welt ernteten die mannhaften Taten der Danziger manchen schönen Lohn. Die Engländer, durch den Sieg Paul Benekes in Schrecken gesetzt, machten selber ernstliche Friedensvorschlüge; auf einem Kongreß zu Utrecht traten Abgesandte der hanseatischen Städte und der Engländer zu Friedensverhandlungen zusammen, und schon kurze Zeit darauf wurde ein für die Hanseaten sehr günstiger Friede in Utrecht abgeschlossen.

Um jede Erneuerung der Vorfälle am leztvergangenen Donnikstage zu verhüten, verlegte der Rat für das Jahr 1473 den großen Jahrmarkt vor das Hohetor zwischen den Stadtgraben und das St. Gertrudenhospital, welches damals nebst einer Kapelle und einem Begräbnisplaze unmittelbar vor dem Hohentor gelegen war. Dank dieser vorsorglichen Maßregel verliefen die geschäftlichen Tage in der besten Ordnung.

Zwei Wochen später rüstete die Stadt sich zu dem Freudenfeste ihrer jungen Mitbürger.

Schon am Tage zuvor schmückten sich die Gassen mit Laubgewinden und abends ertönten vor den Wohnungen der Bräute sinnige Lieder aus alter Zeit, deren Ursprung niemand mehr angeben konnte; schon die bejahrten Einwohner hatten sie als uralte gekannt.

Konrad von Schauen ließ es sich nicht nehmen, bei dieser Gelegenheit den ganzen Reichtum seines Hauses zu zeigen. Wo ein Notleidender in der Stadt bekannt war, der erhielt am Tage zuvor die reichsten Gaben. Bei dem feierlichen Hochamte, der sogenannten Brautmesse, mit welcher Magister Matthäus Westfal in der St. Marienkirche die vier Brautpaare einsegnete, entwickelte die Kirche ihren höchsten Aufwand, und in dem dichtgefüllten Gotteshause zeigte sich eine solche Pracht der kostbarsten Gewänder, der edelsten Kleinodien, des kunstvollsten Schmuckes,

daß selbst der königliche Hof von Polen dadurch in Schatten gestellt worden wäre.

An diesem Freudentage ruhten sogar die streng gehüteten Vorrechte der Artusbrüderschaft, welche alle Handwerker, alle kleinen Krämer, alle Bier- und Methschenken und alle, die im Dienste anderer um Lohn arbeiteten, von dem Besuche ausschlossen. Heute waren die Türen des großen Hofes weit geöffnet, die Menge wogte aus und ein, und an der reichen Hochzeitstafel saßen neben den vier Paaren der Neuvermählten, neben den Ratsherren und den vornehmen ritterbürtigen Geschlechtern auch die wackern Genossen der Innungen und schwangen mit arbeitsharten Händen die Becher, in denen der köstliche Hochzeitwein duftete.

Als abends um die zehnte Stunde der Ratsdiener Henneke eintrat und mit lauter Stimme Feierabend gebot, gab ihm Herr Reinhold Niederhof einen Wink, den Henneke so wohl verstand, daß er sich unter dem schallenden Gelächter der großen Versammlung schmunzelnd hinter den größten Weinkrug setzte und die Hand nach dem Becher ausstreckte. Seinem Gebote zu folgen, daran dachte heute niemand; nur die Plätze der Neuvermählten waren unvermerkt leer geworden. Der helle Jubel tönte fort, bis die ersten Morgenstrahlen die fröhlichen Brüder begrüßten.

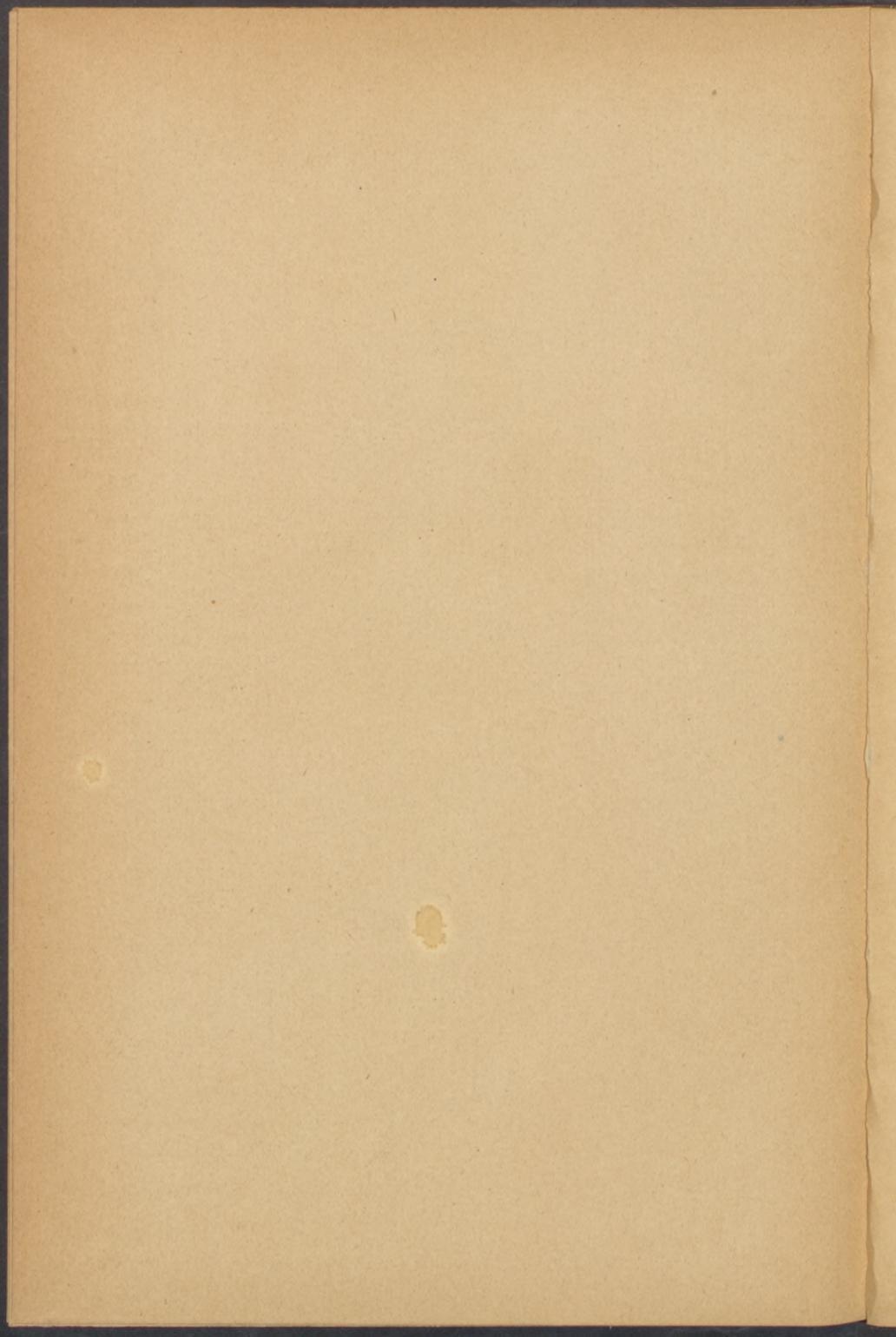
Noch vielfach finden sich in den vergilbten Blättern der Danziger Jahrbücher neben andern nicht minder ruhmreichen auch die Namen der Geschlechter, von denen wir erzählten. Mannhafte Tatkraft und ehrenfester deutscher Sinn erstarb nicht in der blühenden, mächtigen Stadt, und selbst die jüngsten Nachkommen haben oft genug gezeigt, daß sie ihrer ruhmreichen Väter würdig sind.

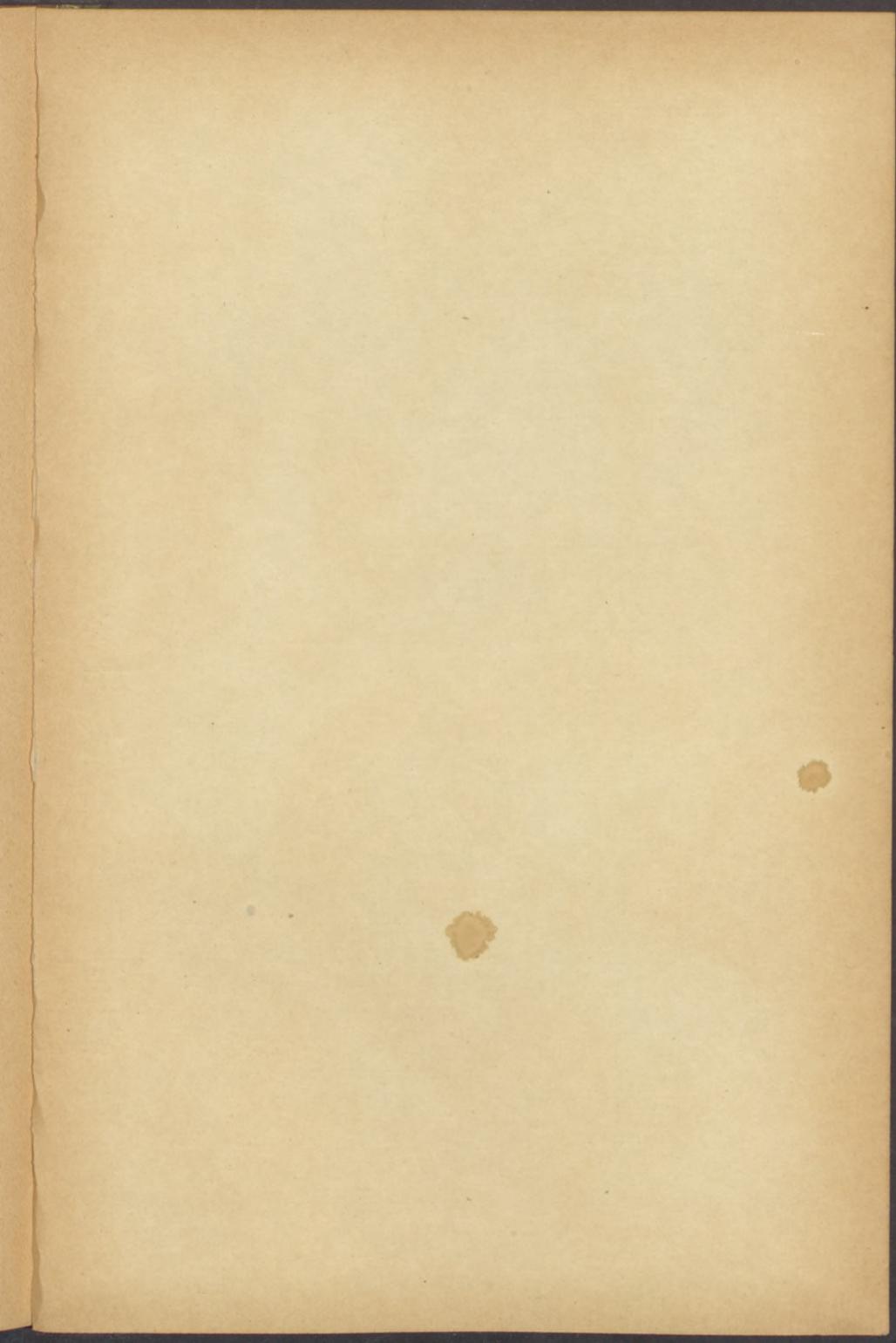


Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Kap. Unter den Eichen	3
2. " Neue Genossen	14
3. " Ein Edelsaft	30
4. " Geheime Kunde	45
5. " Marienburg	71
6. " Mairitt	103
7. " Domnik	127
8. " Die Webde	152
9. " Der Pfarrer von St. Marien	159
10. " Das jüngste Gericht	173
11. " Der zerbrochene Ring	187
12. " In König Artus' Hof	196







Biblioteka Główna UMK



300047162053



Biblioteka Główna UMK



300047162053

